

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 131

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Philipp Wiebe Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 131

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit der
Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 131

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2024 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-1990-3

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Nachts in der Mansarde	7
Die Hohe Kunst der Boldarreks	11
Sie arbeitete im Akkord	25
Napo	30
Auszüge aus »Vater badete jeden Tag«	43
Der Schachtisch	87
Vielleicht würde es so kommen	92
Auszüge aus »Vor unserer Tür«	99
>Deutsche Gesinnung<	114
Stammtisch Harmonia	117
Und keiner empörte sich	123
Die gläubige Stadt	129
Der günstigste Tag	133
Holger Diezemann: Kleinholz für Gelsenkirchen	146
Biographische Daten	149
Nachwort	151
Textnachweise	166

Nachts in der Mansarde

Durch das kleine Fenster der Mansarde sahen sie einen Ausschnitt des nächtlichen Sommerhimmels. Die Straße unten war trotz der späten Stunde belebt, und in kurzen Abständen huschte reflektierendes Scheinwerferlicht schnell fahrender Autos durch das Fenster, beleuchtete die schrägen Wände, die sich vollgesogen hatten mit der Hitze des Tages.

Er wälzte sich an die äußerste Bettseite und berührte mit der Hand den Fußboden, doch dieser war fast ebenso warm wie die Wände.

»Kannst du auch nicht schlafen?«, fragte sie.

»Nein – es ist so heiß hier«, sagte er.

»Wie spät mag es sein?«

»Weiß nicht – die Uhr ist stehengeblieben.«

»Ach, ist ja auch egal«, sagte sie und richtete sich in ihrem Bett auf.

»Eigentlich schön so eine Nacht, nicht?«

»Ja«, sagte er, »so warme Nächte sind eigentlich schön, nur dann nicht, wenn man in einer Mansarde schlafen muss ...«

»In unserem Haus war es kühler – in unserem luftigen Schlafzimmer mit den großen geöffneten Fenstern und der Tür zum Balkon ...« Sie legte sich wieder zurück.

»Ja«, sagte er, »damals konnten wir auch in heißen Nächten gut schlafen.«

»Oft wollten wir gar nicht schlafen, weißt du noch? Oft gingen wir auf den Balkon und schauten uns den Nachthimmel an.«

»Doch – das weiß ich noch gut«, sagte er, »unter uns duftete unser großer Garten –.«

»Die Linde duftete um diese Zeit«, sagte sie, »die Linde, die in jener Nacht zersplittert wurde –.«

»Und wir hörten das leise Kettengerassel von Hasso, der im Garten wachen sollte –.«

» – und meist schlief«, lachte sie.

»Ja, meist schlief der Bursche – schade, dass –«, er brach plötzlich ab und sagte schnell: »Weißt du noch, wie du den sehnsüchtigen Katzen antwortetest?«

Sie lachte wieder: »Nicht wahr, das konnte ich gut, einen Kater imitieren?«

Auch er lächelte jetzt in Erinnerung daran. Auf der Straße unten sang ein angetrunkener Mann: »Es geht alles vorüber ...«

»Wie ich dieses Lied hasse, dies verdammte Lied –«, sagte er leise.

Sie lagen still, bis sich der taumelnde Gesang verlor. Ein schwerer Lastwagen knatterte vorbei, ein Geruch von verbranntem Treibstoff zog durch das offene Fenster.

Dann sagte sie: »Und wenn wir wieder in unseren Betten lagen, haben wir manchmal stundenlang erzählt –«.

»Ja, stundenlang«, sagte er.

»Es spricht sich gut in der Nacht.«

»Es sprach sich gut –« sagte er.

»Wieso sprichst du?«

»Seit siebzehn Jahren sprechen wir nicht mehr – wir sind wach, aber wir sprechen nicht mehr –«

»Das stimmt«, flüsterte sie, »wir sind wach und schweigen –«

»Wir sind älter geworden, daher mag es kommen«, sagte er langsam.

»Möglich«, sagte sie, »aber ich glaube, es ist etwas anderes.«

»Was meinst du?«

»Wir denken jetzt – wir denken jetzt an die Zeit von damals, als wir noch ein eigenes Haus hatten, einen Garten – und –«, sie stockte und schluckte krampfhaft.

»Ich weiß«, sagte er, »lass uns nicht davon reden.«

»Aber ich denke immer daran – du – immer«, sagte sie mühsam.

»Wir müssen uns damit abfinden – endlich damit abfinden«, sagte er.

»Sicher müssen wir das, aber es geht einfach nicht!«

»Nein, es geht nicht –«, sagte er.
Sie schwiegen und hörten die nahe Kirchenglocke vier schlagen. Eine Frühstraßenbahn schellte rücksichtslos.
»Vielleicht sollten wir nachts wieder sprechen – wie früher, als –«
»Ja«, sagte er, »vielleicht – aber ich fürchte, wir würden doch mit der Zeit nur von ihm sprechen.«
»Bestimmt«, sagte sie, »wir würden nur von ihm sprechen, so wie wir damals auf unserem Balkon fast nur von ihm gesprochen haben – von seiner Zukunft – – –«
Er stand auf, holte sich eine Zigarette, zündete sie an und sagte: »Seitdem er tot ist, können wir eben nur noch von der Vergangenheit reden, und – das ist schmerzlich.«
Er legte sich wieder auf sein Bett. Ihre Augen folgten der Glut der Zigarette, die über ihm pendelte.
»Und deshalb schweigen wir, verstehst du?«, fragte er.
Sie nickte in die Dunkelheit; dann sagte sie ganz schnell und gepresst: »Heute wär' er fünfundzwanzig Jahre alt.«
»Ja, so alt wie auch Hasso jetzt sein würde, wenn ein Hund solange leben könnte«, sagte er und sog an seiner Zigarette.
»Die beiden waren unzertrennlich«, flüsterte sie.
»Wenn er so schnell wie Hasso hätte laufen können, dann – – –«
»Ach, lass doch«, sagte sie gequält, »das konnte er eben nicht.«
»Lass doch, wir haben genug darüber geredet.«
Er setzte sich plötzlich in seinem Bett auf und sagte lebhaft: »Aber von der Seite hab' ich es noch gar nicht betrachtet: Wenn die Mauer den Balkon nicht gehabt hätte, vielleicht wäre sie dann nicht so schnell umgestürzt und die beiden hätten noch Zeit gehabt, in den hinteren Teil des Gartens zu laufen – –«
Sie weinte jetzt. »Hasso – Hasso hätte sich retten können, aber er blieb bei ihm – blieb immer bei ihm – – –«

»Ja«, flüsterte er, »die beiden waren unzertrennlich auch in jener Bombennacht – –.«

Eine Autohupe schrillte durch die Straßen unten, das reflektierte Licht der Scheinwerfer beleuchtete für Sekunden ein mit Heftzwecken befestigtes Foto, das über ihren Betten an der schrägen sonnendurchtränkten Wand der Mansarde hing. Auf dem von der Hitze gewellten Foto wurden ein achtjähriger blonder Junge und ein Schäferhund sichtbar.

Er drückte die Zigarette aus und sagte: »Versuchen wir zu schlafen.«

»Ja«, sagte sie und zog die Bettdecke bis an ihre Augen, die durch das kleine Fenster in den Sommernachtshimmel blickten.

Er tastete mit der Hand nach dem Fußboden, der immer noch warm vom Tage war ...

Die Hohe Kunst der Boldarreks

Anfang des Jahres 1920 gründete Anton Boldarrek in unserer kleinen Stadt sein Bestattungsunternehmen. Er war damals schon 45 Jahre alt, und als er in seinem schwarzen, schlechtsitzenden Anzug zum Rathaus ging, um die Gewerbeerlaubnis in Empfang zu nehmen, folgten ihm die Blicke unserer Bürger, denn seine schmale Brust zierte ein blitzender Kriegsorden. Bemerkenswert war auch sein starres, tiefernstes Gesicht, das nicht die leiseste Gemütsbewegung ausdrückte und nicht einmal durch ein Lächeln erhellt wurde, als der Amtmann Busch mit den humorig aufzufassenden Worten »Ich wünsche Ihnen viel Erfolg!« die Gewerbeurkunde überreichte. Boldarrek dankte höflich-knapp, und sein Dialekt verriet, daß er nicht aus unserer Gegend stammen konnte. Der Amtmann Busch ließ deshalb, nachdem Boldarrek gemessenen Schrittes weggegangen war, die Karteikarte mit den Personalien des neuen Bürgers holen und stellte fest, daß dieser aus einem an Polen abgetretenen Dorf namens Braszlaw stammte, ein Dorf, von dem der Amtmann noch nie gehört hatte. Außerdem wußte man auf dem Rathaus noch folgendes über Boldarrek: Von Beruf Schreiner, hatte er sich 1911 zum Militär gemeldet, war als Unteroffizier in den Krieg gezogen, hatte im Westen gekämpft und sich nach der Kapitulation der sogenannten »Eisernen Division« im Baltikum angeschlossen. Nach der Erstürmung Rigas nahm er seinen Abschied im Jahre 1919. Er war Träger des Kriegsverdienstkreuzes I. Klasse. –

Noch etwas wußte man auf dem Amt über Boldarrek, doch stand das nicht in seiner Kartei, man wußte nämlich, daß er den Antrag auf Gewerbeerlaubnis nicht selbst geschrieben hatte, denn auf seine Bitte hin, man möge das doch für ihn besorgen, erfuhr der zuständige erstaunte Beamte, daß Boldarrek wohl Polnisch, aber nicht gut Deutsch schreiben könne.

Man hatte amüsiert gelächelt, und der Witzbold des Amtes hatte behauptet, das sei auch keineswegs nötig, da ja Boldarreks Kunden tot sein würden, und daher eine Korrespondenz entfielen, und was die Bestattungsrechnung an die Hinterbliebenen anginge, so bestünde diese doch meist aus Zahlen, die bekanntlich sowohl in Deutschland wie in Polen von den Arabern stammten.

In unserer Stadt gab es noch das Bestattungsinstitut Diehl, das auf eine vieljährige Tradition stolz war, aber Anton Boldarrek schien von der Tatsache, daß die Toten unserer Stadt weiterhin von Herrn Diehl versorgt wurden, nicht berührt zu werden. Er hatte sich einen kleinen Laden gemietet, dessen einziges Schaufenster auf eine schmale Nebenstraße führte, die ziemlich weit vom belebten Geschäftszentrum entfernt lag. Hinter dem Ladenlokal befand sich eine dunkle Zweizimmerwohnung, und im Hof stand ein Schuppen, den Boldarrek zu einer Sargschreinerei umgestaltet hatte. In dieser Zeit seines geschäftlichen Stillstandes konnte man ihn von morgens acht Uhr bis zum späten Abend arbeiten hören. Nach und nach füllte sich der Laden mit braun und schwarz gebeizten Särgen, die sich durch glatte, geschmackvolle Flächen auszeichneten. Boldarrek verzichtete nämlich auf alle üblichen Verzierungen, auf geschnitzte Girlanden und Rosetten, die Sargdeckel waren nicht getürmt, sondern sanft gewölbt. Fast jeden Tag konnten die auf der Straße vorübergehenden Menschen einen dieser neuen Särge durch das Schaufenster betrachten, und sie verspürten beim Anblick dieser harmonischen, einfachen Linien nicht den gruseligen Schauer, den sie sonst vor den Fenstern des Unternehmers Diehl empfunden hatten. Boldarreks Ware war von solch vertrauenerweckender Klarheit, daß die Gedanken an den Tod ebenfalls klar und beinah schreckenlos wurden. Aber trotzdem blieben die Kunden so lange aus, bis Boldarrek durch die Ausstellung seines inzwischen berühmt gewordenen »Doppelsarges« und des kurz darauf

erfolgten tragischen Ereignisses den Bann brechen konnte. Der schweigsame, ernste Bestattungsunternehmer hatte in sorgfältiger Arbeit einen Sarg gezimmert, der die doppelte Breite der gebräuchlichen Särge aufwies. Als ein Lokalreporter zufällig diese Neuheit entdeckte, schrieb er umgehend einen Artikel, in dem er betonte, daß der Doppelsarg Boldarreks als neue Idee Anerkennung finden müsse, und daß er, der Schreiber, es sich gut vorstellen könne, wie tröstlich es für zur gleichen Zeit verstorbene Ehepartner sein dürfte, in einem gemeinsamen Sarg »Dem Tag des Jüngsten Gerichts entgegenschlummern zu können«. Abschließend fragte der Reporter dann, ob die Spekulation des Herrn Boldarrek nicht doch etwas gewagt sei, da aus den Sterberegistern der Stadt hervorginge, daß noch nie ein Ehepaar innerhalb dreier Tage gestorben wäre. Die Überlegungen des Reporters hatten ein Loch, denn schon nach einer Woche fand der viel beachtete Doppelsarg seine Abnehmer. Dieser seltsame Vorfall wurde in unserer Stadt heftig diskutiert, und die meisten Bürger vertraten leidenschaftlich die Ansicht, daß Boldarrek erst durch die Ausstellung des bewußten Sarges den Doppeltod zweier junger Menschen heraufbeschworen habe. Die Polizei, die sich mit den Ursachen des Doppelfreitodes beschäftigen mußte, gab als Grund »wirtschaftliche Not« an, eine Angabe, die absichtlich aus moralischen Erwägungen heraus falsch gehalten war. Es stimmte jedoch, daß der junge Mann und das Mädchen eng aneinandergeschmiegt vor Boldarreks Schaufenster gestanden und nach Aussagen der Nachbarn Boldarreks lange Zeit den Doppelsarg und das darangeheftete Schildchen mit der unbeholfenen Beschriftung: »190 cm lang – 160 cm breit – 350,- Mark« angestarrt hatten. Eine Woche lang, jeden Tag war das Paar gesehen worden, wie es an dem Schaufenster vorbeischienderte, bis man die beiden dann in einem kümmerlichen Zimmer tot auffand. Auf dem Tisch lagen zwei Briefumschläge, die 10,- und 350,- Mark ent-

hielten. Bei den 10,- Mark lag ein Zettel, auf dem »Für das Gaswerk« stand, bei den 350,- Mark einer mit dem Hinweis: »Für den Doppelsarg von Boldarrek.« Man beauftragte Anton Boldarrek, die beiden Toten einzusargen, und eine Stunde nach dieser Aufforderung konnte man ihn schon in seinem schwarzen Anzug neben einem gemieteten Pferdewagen, auf dem der Doppelsarg schwankte, zum Sterbehaus schreiten sehen. Zwei kräftige, von ihm engagierte Lastträger begleiteten ihn. Vor dem Haus angelangt, ging Boldarrek unverzüglich durch die Hofeinfahrt auf den Hinterhof, öffnete das Tor eines geräumigen, jetzt im Sommer leerstehenden Kohlenschuppens und forderte die beiden Lastträger auf, den Sarg dort abzustellen, denn ihm war klar, daß er diesen mächtigen Sarg nicht durch die Haustür und die engen Treppen hinauf ins Sterbezimmer bringen konnte. Dann stieg er bedächtig, mit traurigem Gesicht, durch das Spalier der neugierigen Hausbewohner in den vierten Stock, der Hausverwalter öffnete die Tür zum Sterbezimmer, und mit der knappen Weisung, die Tür hinter ihm zu schließen und ihn allein zu lassen, trat Boldarrek an das Bett. – Da lagen nun seine ersten Kunden, eng umschlungen, Kopf an Kopf. Ein leichter Gasgeruch war noch spürbar, und Boldarrek blickte unwillkürlich suchend im Zimmer umher, bis er einen alten, verrosteten Gaskocher entdeckte. Dann löste er mit schnellen, geübten Griffen die ineinanderverschlungenen steifen Glieder der Toten, bog sie behutsam gerade, und jede seiner Bewegungen zeugte von einer unglaublichen Fertigkeit. Mit einer Verbandsschere schnitt er die wenigen dürftigen Kleidungsstücke von den Körpern, und plötzlich senkte er sekundenlang den Kopf, als sein Blick auf eine grausige Kriegsverletzung des jungen Mannes fiel, eine Verwundung, die jede Ehe verhindern mußte und die Grund genug war, der tödlichen Verzweiflung zu unterliegen. – Schnell und gründlich wusch Boldarrek die leblosen Körper, rasierte die grauen, hohlen

Wangen des Mannes, kämmte das lange kupferne Haar des Mädchens und öffnete eine kleine Segeltuchtasche, aus der er zwei lange schmucklose Totenhemden hervorholte, die er den beiden geschickt überzog. Mit einem Ruck hob er das Mädchen hoch, ließ den zarten Kopf gegen seine Schulter fallen, auf seinen kurzen Ruf öffnete der Hausverwalter die Tür, und vorbei an der gaffenden Menschenmenge trug er die Tote in den Kohlschuppen. Dort legte er sie behutsam in die rechte Hälfte des Sarges, holte den Mann und bettete ihn daneben. Er breitete ein großes, glänzend-weißes Laken über die beiden und schob die schmalen Hände des Mädchens in die breiten des Mannes. Einen der Träger, die mit entblößten Köpfen vor dem Schuppen warteten, schickte er zum Blumenhändler und ließ einen Strauß Rosen holen, mit denen er dann kunstgerecht den Sarg schmückte. Als er gerade den Deckel auflegen wollte, wurde das Tor einen Spalt breit geöffnet, und der Reporter drängte sich schnell hindurch in den Schuppen, hob, ohne Boldarrek zu beachten, einen Fotoapparat, drückte zweimal auf den Auslöser und verschwand wieder.

Nur die drei Männer und ein Angestellter von der Fürsorge begleiteten den Doppelsarg zum Friedhof, wo er umgehend in eine sehr breite Grube hinabgelassen wurde.

Unter der Überschrift: »Selbst der Tod konnte sie nicht trennen« erschien am nächsten Tage neben dem Foto der Aufgebahrten ein rührseliger Artikel im »Stadtanzeiger«. Die liebevolle Sorgfalt Boldarreks wurde gebührend gewürdigt.

Die Zeiten wurden immer schlechter, doch der nun einsetzende wirtschaftliche Aufstieg Anton Boldarreks war nicht mehr aufzuhalten. Stets hatte er einen Doppelsarg auf Lager, und wenn er ihn auch nicht mehr ausstellte, so sollten trotzdem noch viele verzweifelte Ehe- und Liebespaare ihrem Leben ein gemeinsames Ende setzen. Und alle wünschten sich einen Doppelsarg von Boldarrek.

Nach einem Jahr beschäftigte er vier Schreinergesellen, vergrößerte durch Um- und Anbauten seine Wohnung und das Ladenlokal, kaufte sich einen motorisierten Leichenwagen, und sechs alte, ehrwürdig aussehende Rentner standen als Sargträger zu seiner Verfügung. Dann, nach zwei Jahren, hatte Boldarrek eine Idee, die das Bestattungsunternehmen Diehl fast außer Konkurrenz setzte. Die Idee bestand darin, etliche Einzelsärge um 15 cm breiter zu bauen, und das gab den Ausschlag für die reichen Familien unserer Stadt, von Diehl zu Boldarrek überschwenken. Die Überlegung, die zur Verbreiterung der Särge führte, war einfach und genial: die Breite der üblichen Särge reichte oft nicht aus, vor allem dann nicht, wenn der Tote wohlgenährt und massig war. Zwar konnten die Toten sich nicht mehr über diese Enge beklagen, doch – so folgerte Boldarrek scharfsinnig – mußte der Eindruck der Bequemlichkeit den Hinterbliebenen Trost spenden, denn die letzte Erinnerung an den Aufgebahrten durfte nur tröstlich sein, sollte nicht das sowieso schon schlechte Gewissen der Frauen, Kinder und sonstigen Verwandten noch mehr belastet werden, wenn sie sich reuenvoll das Bild des in einen viel zu schmalen Sarg gezwängten Verstorbenen in den folgenden Monaten und Jahren ins Gedächtnis zurückriefen.

Ende des Jahres 1922 heiratete Anton Boldarrek die Witwe eines seiner Kunden. Sie war eine stille blasse Frau mit dumpf ergebenden Augen. Es hieß, daß sie, obgleich nicht unvermögend, nie einen anderen Mann bekommen hätte. Aber Boldarrek war nicht wählerisch, und nachdem ihm die Frau den erwünschten Sohn geboren hatte, schien seine Zufriedenheit vollkommen. Weitere Kinder folgten nicht, und Boldarrek freute sich nur noch auf den Tag, an dem er seinen Sohn Paul in die hohe Kunst der Leichenbestattung einweihen konnte.

Dieser Tag kam im Jahre 1937. Der nun 14-jährige Paul hatte die Schule absolviert, und am Sonntag nach seiner

Entlassung zog ihn Boldarrek liebevoll in das Ladenlokal, schloß bedeutsam die Tür zur Wohnung und erzählte seinem Sohn von seinem Leben, über das nicht einmal seine Frau etwas wußte. Auf einem Kindersarg kauern, lauschte der schwächliche intelligente Junge aufmerksam dem Bericht seines Vaters. In seinem harten östlichen Dialekt erzählte dieser von seiner Jugend, die schwer gewesen war, von seiner Schreinerlehrzeit, seiner Wanderung in das Innere Deutschlands und von seiner freiwilligen Meldung zum Militär im Jahre 1911. – In dem nach Beize, frischem Holz und Lorbeer riechenden Verkaufsraum erfuhr der Junge vom Beginn des großen Krieges, und dann senkte der Vater plötzlich die Stimme: er sprach von den Toten des Krieges.

»Diesen Toten habe ich alles zu verdanken«, sagte Boldarrek, »sie gaben mir die Möglichkeit, neben meinem Schreinerhandwerk noch die hohe Kunst der Bestattung zu erlernen. – Es war noch auf dem Vormarsch in Frankreich, als mich der Hauptmann zu sich rief, auf einen mit der Zeltplane bedeckten Körper zeigte und mir befahl, einen würdigen Sarg zu zimmern. Ich zog die Zeltplane von dem Körper und erkannte den Toten, einen jungen langen Burschen, der da nun mit zerschmettertem Kopf vor mir lag. Damals hat mir der Anblick sehr zugesetzt, kannst du mir glauben, und als ich mit zitternden Fingern unter das blutige Hemd griff, um die Erkennungsmarke auf der feuchten, kalten Brust zu lösen, wurde mir fast schlecht vor Entsetzen. – Dann machte ich einen wundervollen Sarg, in den ich den Toten legte, nachdem ich mich überwunden und das zerstörte Gesicht gesäubert hatte, so gut es ging. Der Leichnam wurde in die Heimat übergeführt. Der Hauptmann war sehr zufrieden mit meiner Arbeit, und später, als der Krieg aus Löchern und Gräben ausge tragen wurde, befahl er mir, beim Troß zu bleiben und nur noch die Aufgaben des Sargtischlers und des Bestatters zu übernehmen. Fast täglich brachte man mir die Gefallenen

von vorn. Bis sie zu mir ins Ruhelager kamen, waren sie meist schon starr und steif. Da sie außerdem völlig verkrümmt gestorben waren, war es sehr schwer, sie in einen Sarg zu legen. Ich bog die Glieder erst mit Gewalt gerade, doch mit der Zeit fand ich heraus, daß es auch behutsam ging. Weißt du, das ist eine Technik, hinter die man nur durch die Praxis kommt. Nun, ich werde sie dir beibringen – vielleicht schon die ersten Griffe bei der alten Witwe Grewen, die, wie es heißt, in den nächsten Tagen sterben muß.« Boldarrek hustete leise, wie er es immer tat, wenn er von seinen Kunden sprach, und sein Gesicht legte sich in trauernde Falten.

Dann fuhr er fort: »Ja, und nach und nach war mir diese Arbeit auch nicht mehr schrecklich oder gar unangenehm. Im Gegenteil, ich empfand gewissermaßen Freude daran, denn stell dir vor, Paul, man bekommt einen völlig verkrümmten, blutverschmierten Toten zugeschickt, und man versteht es, diesen Leichnam nun so sauber und gerade zu kriegen, wie es eben möglich ist – auch das kann Befriedigung geben, glaub es mir, große Befriedigung! Nach einem Jahr angestrenzter Arbeit hatte ich es soweit gebracht, daß die aufgebahrten Toten fast alle so aussahen wie die Lebenden. Und das erschien mir als das höchste Ziel: dem Anblick des Toten seine Schrecken zu nehmen. Wenn es ging, richtete ich es so ein, daß man die tödlichen Wunden nicht sah, und in die verfallenen Gesichter vermochte ich einen Ausdruck zu kneten, der nicht mehr verzweifelt und schmerzgepeinigt war, sondern lächelnd und stolz. All das konnte natürlich die Kameraden, die von vorn aus der Stellung kamen, nicht über das wahre Todesgesicht der Gefallenen täuschen; hatten sie sie doch meist gesehen, wie sie gestorben waren. Aber die Stabsoffiziere und Troßmannschaften, die hinter der Front lebten, beruhigte der friedliche Anblick der Toten, und sie bekamen den Eindruck, der Tod im Felde sei eine leichte Sache. Ich erinnere mich noch gut an einen Fall, den ich so zur

Zufriedenheit meiner Vorgesetzten durchführte, daß ich das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse bekam. Unser Regimentskommandeur, ein Major und hochausgezeichneter Held, fiel bei einem starken Artillerieüberfall der Franzosen. Er wurde zu mir gebracht, und es kostete mich große Mühe, alle Blutspuren zu beseitigen, denn der schwere, massige Körper war förmlich von Granatsplittern durchsiebt. Glücklicherweise hatte das Gesicht nichts abbekommen, und so konnte ich es zu einer Maske friedlichen Stolzes formen. Und dann, ich war gerade mit der Aufbahrung fertig, erschien der Divisionsgeneral mit seinem ganzen schmucken Stab. Lange stand er stumm, die Hand am Mützenschirm, vor dem besten Offizier seiner Division, und ich spürte, daß ihn eine tiefe Zufriedenheit über das kühne, stolze Aussehen des Toten erfüllte. Der Divisionsfotograf bekam den Befehl, den toten Major zu fotografieren, und schon eine Woche später erschien das Bild auf allerhöchste Weisung in einer großen Illustrierten. Darunter stand: »Er starb im stolzen Bewußtsein, seinem Kaiser und Vaterland gedient zu haben. Nicht einmal der Tod konnte das kühne Gesicht entstellen. Ein wahrer Held, den wir nicht vergessen dürfen, denn er gibt uns die Gewißheit, daß es leicht ist, auf dem Felde der Ehre sein Leben zu lassen.« Ja, ich habe diese Worte auswendig gelernt, denn schließlich bedeuteten sie eine schöne Bestätigung für meine große Kunstfertigkeit. – Nur ganz wenige wußten nämlich, daß das ursprüngliche Gesicht des toten Majors vor Ekel und Panik verzerrt gewesen war, ehe er in meine Hände kam. – Kurz danach wurde mir das Verdienstkreuz hier verliehen.«

Boldarrek wies auf ein Bändchen, das er immer im Knopfloch seines Jacketts trug, und sein Sohn Paul blickte bewundernd in das ernste Gesicht seines Vaters.

»Und dann?«, fragte Paul wißbegierig.

»Ja, dann war der Krieg bald aus«, erzählte Boldarrek weiter, »und mein neuer Regimentskommandeur, ein fanati-

scher Soldat, forderte mich auf, mit ihm ins Baltikum zu gehen, wo damals gegen die Sowjets gekämpft wurde. Es war nicht die Begeisterung für den Krieg, die mich bestimmte, dem Oberst zu folgen, sondern die Tatsache, daß meine Heimat an Polen fiel, und ich nicht zurück wollte. Auch gab es noch einen Grund, der vielleicht den Ausschlag gab: Ich arbeitete nämlich an einem Verfahren, das den Bartwuchs nach dem Tode verhindern sollte. Du wirst ja wissen, daß das Haar der Toten noch jahrelang weiterwächst. Und dieser Umstand zerstörte immer mein sorgfältiges Werk, denn die Toten, die in die Heimat übergeführt wurden, boten, wenn sie nach oft langer Reise dort ankamen, den abschiednehmenden Verwandten einen ungepflegten und daher doppelt schmerzlichen Anblick. Das wollte ich verhüten, und im Baltikum hatte ich Gelegenheit genug, meine Erfindung, eine besondere Salbe, auszuprobieren. Nachdem ich mich vom Erfolg meiner Salbe überzeugt hatte, verließ ich nach dem Sturm auf Riga die »Eiserne Division«, ließ mich in dieser Stadt nieder und gründete mit meinem ersparten Wehrsold dies Geschäft.«

Anton Boldarrek blickte sich befriedigt im Laden um; seine Augen verweilten auf den vielen geschmackvollen Särgen, auf den gestapelten Leichenhemden in den Regalen, auf den weißglänzenden Laken, den baumwollenen Totenstrümpfen und den mit Sägespänen gefüllten spitzenüberzogenen Kopfkissen.

»Papa, wird es wieder Krieg geben?«, fragte Paul.

»Na«, brummte Boldarrek, »ich weiß es nicht, aber es sieht so aus.«

»Ich möchte auch wie du im Krieg lernen«, sagte der Junge, »hier die Kunden sind doch langweilig!«

Boldarrek verzog den schmalen Mund zu einem angedeuteten Lächeln. »Das sage nicht, mein Sohn. Für einen aufgeschlossenen Leichenbestatter gibt es auch im Frieden interessante Dinge zu tun. Das wirst du schon sehen, wenn

ich dich jetzt mitnehme zu den Kunden. Erst wirst du mal die Grundbegriffe wie Waschen, Rasieren und Ankleiden lernen.«

Paul sprang von dem Kindersarg auf und rief: »Hoffentlich stirbt die Witwe Grewen bald!«, worauf Boldarreks Gesicht sich augenblicklich verfinsterte. »Pfui, mein Sohn!«, tadelte er, »pfui! so etwas sagt man nicht. Das ist pietätlos und hartherzig. Hör zu: niemals darfst du in unserem Beruf Freude oder Befriedigung äußern – grundsätzlich nie. Und wenn du den reichsten Mann der Stadt, sagen wir den Besitzer der Broda-Werke, einsargen dürftest, wenn du genau wüßtest, daß du hier viel Geld verdienen kannst, und wenn du vielleicht auch frohlockst, denn in erster Linie sind wir ja Kaufleute, wahre dein Gesicht, immer, hörst du? Traurig mußt du aussehen, traurig und nochmals traurig, das ist die Hauptsache. Glaub mir, das ist eine schwere Sache, aber das Interesse unseres schönen Berufs verlangt es.«

Nach dieser ersten Belehrung, die den jungen Paul spüren ließ, daß die unbekümmerte Kindheit für ihn zu Ende sei, schritt Anton Boldarrek langsam im Raum auf und ab, hier und da eines der kupfernen Kruzifixe streichelnd, die auf den Sargdeckeln lagen und 7,90 Mark das Stück kosteten.

Paul war ein guter Lehrling, und der Vater war sehr mit seinen Leistungen zufrieden. Und ein Jahr später, Paul war gerade 15 Jahre alt, brach wirklich wieder ein Krieg aus. Doch sollte Paul trotzdem noch Gelegenheit erhalten, in diesen Krieg zu ziehen. Im Sommer des Jahres 1942 wurde er eingezogen, im Herbst kam er nach Rußland. Sein Tornister barg außer den vorgeschriebenen Kleidungsstücken einen Tiegel voll der Salbe, die sein Vater erfunden hatte, und die er, Paul, hoffte, verwenden zu können. Und als er seinen ersten Gefallenen aus der Stellung nach hinten trug, als er die erste Erkennungsmarke auf der feuchten, kalten Brust des Toten abgeknickt hatte, mußte er an

seinen Vater denken, und er nahm sich vor, die hohe Kunst seines Lehrmeisters auch hier auszuüben. Seine Enttäuschung war daher groß, als er feststellte, daß in diesem Krieg nicht viel Wert auf eine würdige Bestattung der Toten gelegt wurde. Der unaufhaltsame Rückmarsch zwang die Soldaten dazu, ihre gefallenen Kameraden ohne Rücksicht auf verkrümmte blutige Glieder und verzweifelte, schmerzverzerrte Gesichter in eine Zeltplane zu wickeln und flüchtig zu verscharren. So konnte Paul nicht das Kriegsverdienstkreuz erwerben, doch bekam er das Verwundetenabzeichen in Silber, nachdem ihm ein Granatsplitter das linke Bein abgerissen hatte. Im Heimatlazarett erlebte er das Ende des Krieges.

Anton Boldarrek produzierte in weiser Voraussicht wieder seine bekannten Doppelsärge und fand auch in den dem Krieg folgenden schlechten Zeiten Abnehmer dafür. Paul, dessen verlorenes Bein durch eine gute Prothese ersetzt worden war, machte seine Meisterprüfung an dem alten Amtmann Busch und fuhr, als die Zeiten wieder besser wurden, nach Amerika, um dort fachmännische Studien zu treiben. Vollgestopft mit neuen Ideen kam er zurück und erzählte seinem begierig lauschenden Vater von den Bestattungsmethoden der Neuen Welt. Er berichtete, daß es dort regelrechte Bestattungskonzerne gäbe, daß viele Menschen jahrelang an diese Konzerne Geldbeiträge entrichteten, damit sie im Falle des Todes einen guten, wertvollen Sarg bekämen. Und dann erzählte Paul seinem Vater von der Sitte, die aufgebahrten Toten zu schminken. Anton Boldarrek, dessen Ziel es bekanntlich immer gewesen war, den Verstorbenen das Aussehen Lebender zu geben, schlug sich vor die Stirn und beklagte, daß er nicht schon längst die ausgezeichnete Idee gehabt habe. Andererseits warnte er, der alte Fachmann, seinen Sohn vor dieser Neuerung, denn: »So tröstlich es auch sein mag, einen Toten kaum von einem Lebenden unterscheiden zu können, mußt du doch damit rechnen, daß man sich törichter-

weise dagegen wehrt. Weißt du, hier gibt es Leute, die Tradition und Geschmack haben und gerade die könnten Anstoß daran nehmen. Aber —« Boldarrek stand mühsam aus seinem Sessel auf, erregt über den Einfall, der ihn durchzuckte, »aber mich, mein Sohn, mich sollst du amerikanisch herrichten, wenn ich gestorben bin, verstehst du? Und dann stelle meinen aufgebahrten Leichnam gut sichtbar ins Schaufenster. In meinem Testament werde ich noch heute diesen Wunsch niederschreiben und, damit es kein unliebsames Aufsehen gibt, damit du keine Schwierigkeiten hast, rate ich dir, das Testament an die Innenseite des Schaufensters zu kleben, so daß jeder Beschauer meinen letzten Willen lesen kann.«

Paul, dessen Gesicht berufsmäßig traurig blieb, konnte ein Aufleuchten seiner harten, cleveren Augen nicht unterdrücken, und Anton Boldarrek, als er das sah, drohte leicht mit dem Finger: »Mein Sohn, das war ein Fehler«, sagte er.

Der alte Boldarrek starb genau ein halbes Jahr nach dieser Unterredung. Gerade und glatt lag er in seinem Bett, und Paul nahm sich mit größter Sorgfalt des Leichnams an. Er bahrte ihn nach allen Regeln der hohen Kunst auf, heftete das Kriegsverdienstkreuz an das spitzenbesetzte Totenhemd, und dann holte er seine Schminke, um seinem Vater das Aussehen eines Lebenden zu geben. Auch das schütterere Haar wurde auf amerikanische Art nachgefärbt. So hergerichtet, stellte Paul den kostbaren breiten Sarg ins Schaufenster, klebte das Testament an die Scheibe, entzündete zwanzig Kerzen und die starke elektrische Beleuchtung.

Mit großer Geschwindigkeit verbreitete sich die Kunde dieser seltsamen Schaustellung in unserer Stadt, und ein Strom von Menschen defilierte an Boldarreks Schaufenster vorbei. Alle hatten den Alten gekannt, in jedem Haus hatte er schon einmal seine traurige Pflicht getan, und mit einer Mischung aus Neugier und leichtem Gruseln

blickten die Leute in das frische, stolze Gesicht, ein Gesicht, das selbst im Leben nicht so lebendig ausgesehen hatte. Natürlich gab es auch Proteste, vor allem der älteren Bürger, die diese Art von Reklame, wie sie es nannten, pietätlos und unmoralisch fanden. Aber da Boldarreks letzter Wille gut lesbar trotz der unbeholfenen Schrift an der Fensterscheibe klebte, und da innerhalb dreier Tage keine Verbotsverfügung für eine solche Schaustellung gefunden wurde, hatten die Proteste keinerlei Wirkung.

Paul Boldarrek saß während dieser Zeit schweigsam bei seiner Mutter im Hinterzimmer, horchte auf das gedämpfte Gesumme der Schaulustigen und gedachte ehrfürchtig der Hingabe seines Vaters an seinen kunstreichen Beruf. Dann kreisten seine Gedanken um die Frage, ob sich in Zukunft dieser oder jener Kunde, angeregt durch die Aufmachung des lieben Verstorbenen, nach dem Tode schminken lassen würde. Denn jetzt mußte er, Paul, eine Tradition weiterführen, die Tradition nämlich: Kunden der Firma Boldarrek nach dem Tode so frisch und stolz aufzubahren, daß sie den Eindruck von Lebenden erweckten.

Sie arbeitete im Akkord

Bisher erschien mir alles selbstverständlich: dass meine Mutter morgens um halbsechs aufstand, sich hastig wusch und anzog, dass sie mir das Frühstück vorbereitete, selbst frühstückte und dann leise die Wohnung verließ, um mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren. Es war mir selbstverständlich, zur Schule zu gehen, mir mittags das ebenfalls vorbereitete Essen aufzuwärmen, die Schularbeiten zu machen und danach mit meinen Freunden zu schwimmen oder Fußball zu spielen. Um 17 Uhr kam Mutter von der Arbeit zurück, meist sehr müde, denn sie war um diese Zeit schon zwölf Stunden auf den Beinen, aber doch ganz vergnügt, vergnügt jedenfalls, wenn ich bei ihr war.

Seitdem mein Vater tot ist, also seit sechs Jahren, musste Mutter in einer Bekleidungsfabrik arbeiten. Mein Vater war Bergmann, er wurde verschüttet, wir haben ihn nicht beerdigen können, weil der Unglücksstollen zugemauert wurde. Ein Kumpel von Vater, der Herr Fidorra, hat uns gesagt, Vater müsse ungefähr 850 Meter unter der Kreuzung Kaiserallee-Grillostrasse liegen, nicht weit von unserer Wohnung entfernt. Jeden Morgen bin ich über Vaters Grab zur Schule gegangen.

Die Witwenrente ist nicht hoch genug, um zwei Menschen davon zu ernähren. Ich habe mir nicht viel dabei gedacht, als Mutter damals sagte, sie wolle arbeiten, damit ich die höhere Schule besuchen könne. Zehn Jahre war ich alt, und mein Lehrer von der Volksschule hatte kurz vor Vaters Tod gesagt, ich sei begabt für die höhere Schule. Ich glaube, meine Eltern waren sehr stolz, als sie das hörten. Vater sagte: »Gut, dann kommt er auf die höhere Schule. Er soll es später mal besser haben als ich!«

Tag für Tag saß Mutter an der Nähmaschine und nähte Brusttaschen in die Sakkos. Sie arbeitete im Akkord; 200 bis 210 Laschen schaffte sie täglich. Das hat sie mir erzählt, aber ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete.

Jetzt weiß ich es. Schon mehrmals war ich in ihrer Mittagspause zwischen 12 und 13 Uhr zu ihr in die Fabrik gegangen, doch nur dann, wenn sie mich bestellt hatte. Mir war nie aufgefallen, dass sie abgespannt aussah, seitdem Mutter arbeitete, hatte sie immer so ausgesehen. An die Zeit davor kann ich mich nicht mehr erinnern.

Doch vor einer Woche wurden mir plötzlich die Augen geöffnet, wie man so sagt.

Zwei Schulstunden waren ausgefallen und ich kam auf die Idee, Mutter mit meinem Besuch zu überraschen. Also fuhr ich mit dem Bus zur Fabrik und langte dort um halbzwölf an. Der Pförtner sagte mir, ich solle in der Kantine warten. Ich ging hin und setzte mich an einen Tisch. Kurz darauf kam eine Frau herein, sie zog sich eine Cola aus dem Automaten und fragte mich, auf wen ich warte. Nachdem ich es ihr gesagt hatte, fragte sie, ob ich mal sehen möchte, wo und wie Mutter arbeitete. Bisher hatte ich nie den Arbeitsplatz gesehen und so ging ich mit der Frau, die mir erzählte, sie sei die Abteilungsleiterin. Sie führte mich in einen Raum, der ein großes Glasfenster hatte, durch das man einen riesigen Saal überblicken konnte. Da standen in drei langen Reihen Nähmaschinen und hinter jeder Maschine saß eine Frau.

»Dort, in der zweiten Reihe, die sechste von vorn, das ist deine Mutter«, sagte die Abteilungsleiterin. Und sie sagte noch: »Leider kann ich dich nicht zu ihr lassen, denn sie arbeitet ja im Akkord. Wenn sie ein paar Minuten mit der Arbeit aussetzt, wird der ganze Betrieb gestört. Aber in fünfzehn Minuten ist ja Pause.« Ihre letzten Worte hörte ich kaum noch. Ich stand am Fenster und blickte meine Mutter an. Sie trug eine Brille und hatte den Kopf über die Arbeit gebeugt. In der grellen Neonbeleuchtung konnte ich ihr Gesicht gut erkennen. Ich erkannte es, doch war es mir gleichzeitig fremd. Nie hatte ich bei Mutter einen solchen Ausdruck der Verzweiflung gesehen. Ihr Gesicht war ganz grau und faltig, ihre Hände zitterten,

wenn sie nach einem Sakko griff, das auf einem Fließband neben sie geglitten war, sie schien am Ende ihrer Kraft zu sein.

Das also war mir selbstverständlich gewesen! So verdiente Mutter unseren Lebensunterhalt! Ich merkte, wie mir die Tränen in die Augen kamen und wie meine Hände feucht wurden. Damit ich nicht die Beherrschung verlor, wandte ich meinen Blick von Mutter ab und betrachtete ihre Kolleginnen. Sie machten bei weitem keinen so erschöpften Eindruck, einige lächelten sogar bei der Arbeit, andere unterhielten sich. Die meisten waren jünger als Mutter, manche höchstens ein Jahr älter als ich.

Warum, so fragte ich mich, warum war nur meine Mutter so verzweifelt, so erschöpft? Und die Antwort kam von selbst: Mutter war vielleicht die einzige in diesem großen Saal, die keinen Mann hatte, die einzige, die in den Nächten allein war, die einzige, die ihre Sorgen nicht teilen konnte. Ich wusste jetzt, dass sie sich immer bemüht hatte, in meiner Nähe zuversichtlich zu erscheinen. Ich – ich sollte keine Sorgen haben.

Vorbei war es mit allen Selbstverständlichkeiten! Ich beschloss, die höhere Schule zu verlassen und Geld zu verdienen, beschloss es, während ich in den Saal startete. Mutter, das stand für mich fest, durfte nie mehr arbeiten!

Eine Sirene heulte, und die Arbeiterinnen hoben in einer einzigen erleichterten Bewegung die Köpfe, standen auf, reckten sich, lachten, redeten miteinander und schoben sich dem Ausgang zu. Nur Mutter blieb sitzen, sie legte den Kopf auf die Arme und verharrte so ein paar Sekunden. Dann erhob auch sie sich, mühsam wie eine alte Frau, nahm langsam ihre Brille ab, strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn und ging mit unsicheren Schritten zur Tür. Ich rannte aus dem Raum der Abteilungsleiterin, rannte durch einen Flur, und als ich um eine Ecke bog, kam Mutter gerade aus dem Saal. Ich rief sie, und da reckte sie sich

sofort auf, lächelte überrascht und fragte: »Junge, was machst du denn hier?«

»Zwei Stunden sind ausgefallen und da dachte ich ...«
Verdammt, ich habe jahrelang nicht mehr geheult, aber jetzt konnte ich einfach nicht anders. Mutter umarmte mich erschreckt, und ich legte meinen Kopf auf ihre Schulter. Ein paar junge Mädchen, die im Flur herumstanden, kicherten, als sie mich so sahen. Mir war das egal. Mutter streichelte meinen Rücken und fragte immer wieder: »Was ist denn geschehen, mein Junge? Hast du was angestellt?«

Ich schüttelte den Kopf, wollte ihr antworten, doch meine Stimme versagte. Es ist schwer, mit dem Heulen aufzuhören, wenn man damit angefangen hat. Als kleines Kind konnte ich das. Jetzt nicht mehr. Endlich gelang es mir, mich zu fassen. Ich wischte mir die Augen und zog Mutter in einen leeren Gang. Dort sagte ich: »Du wirst hier nie wieder arbeiten, Mutter! Ich habe dich eben vom Zimmer der Abteilungsleiterin aus beobachtet, und ich weiß jetzt, was los ist.«

»Ach, was ist schon los«, sagte Mutter. »Arbeit ist Arbeit.«
Heute fällt sie mir etwas schwerer, habe in der Nacht nicht gut geschlafen. Morgen ...«

»Morgen«, unterbrach ich sie, »morgen suche ich mir eine Arbeit. Ich habe das Einjährige, damit kann man schon allerhand anfangen. Jedenfalls lasse ich dich nicht mehr hierher!«

»Das sind aber Ideen«, sagte Mutter verwundert, gleichzeitig entdeckte ich in ihren Augen einen Schimmer der Hoffnung. Sehr ernst fuhr sie fort: »Du sollst dein Abitur machen und studieren. Das war auch Vaters Wunsch.«

»Studieren!«, rief ich, »Da müsstest du noch zehn Jahre Taschen in Sakkos nähen! Kommt nicht infrage. Ich suche mir Arbeit.«

An diesem Tag arbeitete Mutter nicht mehr. Wir gingen nach Hause und sprachen bis in die Nacht hinein über

meinen Plan. Endlich willigte Mutter ein. Ich war darüber so froh wie noch nie in meinem Leben. Sicher, es wäre nicht schlecht gewesen, das Abitur zu machen und dann zu studieren. Aber wer gesehen hat, wie Mutter sich nach wenigen Tagen, an denen sie ausschlafen konnte, erholt hat, wie sie langsam wieder jünger auszusehen beginnt – sie ist ja erst zweiundvierzig –, der muss zugeben, dass ich es richtig gemacht habe.

Napo

Noch gut entsinne ich mich des ersten Anblicks, den Napo bot, als er an einem heißen Sommertag neben seinem Vater die breite, hellbesonnte Treppe zu unserem Schulheim hinaufstieg. Er war damals knapp vierzehn Jahre alt, doch hätte man ihn getrost für einen Erwachsenen halten können, denn seine Bewegungen waren von einer geradezu unkindlichen Würde und Bedächtigkeit. Wir Jungen, die wir neugierig gedrängt in den weitgeöffneten Fenstern lagen, machten uns gegenseitig verwundert kichernd und spöttelnd auf die eigentümliche Kleidung des Neuen aufmerksam. Und bestimmt hatten wir Grund, darüber zu lachen, denn der Neue trug einen schwarzen Anzug aus schwerem, wollenem Tuch. Aber das war nicht einmal der eigentliche Anlass unseres Spottes, es war vielmehr der Schnitt, die Machart des Anzuges: der enge Rock umspannte den untersetzten, rundlichen Körper, war bis hoch an den Hals durch eine Reihe schwarzglänzender Knöpfe geschlossen, und nur ein schmaler, weißer Rand über dem Kragen ließ ein Hemd unter diesem Rock vermuten. Auch die Hosen waren eng und wurden dicht unter den Knien durch einen Gummizug festgehalten und gestrafft. Die stämmigen, kurzen Beine waren mit schneeweißen Kniestrümpfen bekleidet, die Füße steckten in schwarz-blinkenden Schuhen mit unwahrscheinlich spitzen Kappen, kurz: die ganze Erscheinung des Neuen schien aus einer Zeit zu stammen, die für uns, die wir das Jahr 1957 schrieben, weit zurückliegen musste.

Ehe die Ankömmlinge auf der obersten Stufe der hohen Treppe gelangt waren, stürzten wir Jungen in den Flur, um den Neuen aus der Nähe zu betrachten. Dabei hatten wir alle das prickelnde Gefühl, eine Sensation zu erleben, und unsere losen Zungen konnten sich nicht enthalten, unter dem Eindruck des ersten Anblicks boshafte

Vermutungen anzustellen. Aber wir verstummten, als Vater und Sohn bedächtig das Haus betraten, denn nun in der Nähe bot der Neue einen noch verwunderlicheren Anblick. Der Vater, ein stattlicher, schnurrbärtiger Mann mit rotem, gemütlichem Gesicht, wechselte einige kurze Worte in einer uns unverständlichen Sprache mit seinem Sohn und schritt schnell in das Büro des Direktors, den Neuen inmitten des Flurs uns überlassend. Noch immer schweigend standen wir an den Wänden herum und blickten auf diesen seltsamen Jungen, der nun ungeschickt mit durchgedrücktem Kreuz in die Knie ging, um einen kleinen schwarzen Lederkoffer auf den Boden zu stellen. Dann zog er mit unglaublicher Bedächtigkeit ein buntkariertes Tuch aus der Hosentasche, wischte gründlich über sein schweißnasses, rosiges Gesicht, steckte das Taschentuch wieder weg, stellte den rechten Fuß vor und schob mit beherrschter Bewegung seine dickliche rechte Hand vorn zwischen die Knöpfe in den Rock, während die linke sich gleichzeitig auf den Rücken legte. Bei all diesen Handlungen hatte sich sein Gesicht nicht einmal verändert, und wir erschrakten fast vor diesem unbeweglichen Blick: groß und klar starrten die braunen Augen durch uns hindurch auf einen imaginären Punkt, keine Wimper zuckte. Wir hatten das bestürzende Gefühl, die Augen wären aus Glas – künstlich und unbeweglich. »Wie ein großer gefangener Vogel!«, dachte ich, und dieser Vergleich war sicherlich der zweitbeste, denn die gebogene, fleischige Nase erinnerte sehr an einen Schnabel, so wie das dunkle, von hinten nach vorn in die breite Stirn gekämmte Haar wie glänzendes Gefieder wirkte. Es war seltsam: vor dieser Erscheinung konnten Gelächter und Spott nicht aufrechterhalten werden. Zögernd näherten wir uns dem Neuen, standen dann im engen Kreis um ihn herum und musterten ihn rücksichtslos, bis plötzlich einer sagte: »Wie Napoleon.«

Wenn mein Vergleich mit einem großen Vogel schon gut war, so war dieser jedoch viel zutreffender, ja, ich glaube, nie im Leben einen ähnlich treffenden Vergleich gehört zu haben. Wirklich: Vor uns stand Napoleon, genau so musste er ausgesehen haben, wenn man den überlieferten Abbildungen des Korsen glauben konnte: klein, dicklich, stämmig, die Rechte auf der Brust in den Rock geschoben, unbeweglich, würdevoll, unnahbar.

Auch meine Schulkameraden schienen verblüfft über die Ähnlichkeit, was sich daran erkennen ließ, dass keiner einen anderen Vergleich wagte.

»Napoleon!«, rief ich. »Napoleon ist von Elba zurück! Hoch, Bonaparte!« Und nun begannen alle zu lachen, zu rufen und herumzuspringen. »Er soll Napo heißen!«, rief ein anderer. »Wir taufen ihn Napo, einverstanden?« Alle stimmten mit lautem Gebrüll zu, und da geschah es, dass sich Napos Gesicht zum erstenmal verzog, kaum merklich, aber es war zweifellos die Andeutung eines Lächelns. Das ermutigte uns, ihm auf die Schultern zu schlagen, ihn mit Fragen zu bestürmen, auf die er aber nur nickte oder ruckartig den Kopf von einem zum anderen drehte, ohne dabei seine gravitatische Positur zu verändern.

Der Direktor kam mit dem Vater aus dem Büro. Lächelnd nahm der »Alte«, wie wir ihn nannten, Napo um die Schultern und sagte: »Das ist also Carl Bäuchlein aus Budapest. Ich verlange, dass ihr Burschen ihm das Leben in unserem Schulheim angenehm macht und ihm gute Kameraden seid.«

Wenn wir erst angenommen hatten, Napo könne nur Ungarisch sprechen, so mussten wir bald bewundernd anerkennen, dass er neben einem ausgezeichneten Deutsch mit leichtem, österreichischem Akzent ein ebenso fehlerloses Englisch und Französisch sprach. Auch sonst war er uns an Schulkenntnissen weit überlegen, und etliche nahmen seine schweigsame, aber liebenswürdige Gefälligkeit an, indem sie die Aufgaben, die er in kurzer Zeit bewältigt

hatte, abschrieben. Aber am verblüffendsten war Napos Gedächtnis; es war das beste, das mir bis zum heutigen Tag begegnet ist. Das zeigte sich vor allem in den Geschichtsstunden, und selbst unser eitler, hochmütiger Geschichtslehrer konnte seine staunende Verwirrung über die Fülle der geschichtlichen Daten, die Napo in seinem unfehlbaren Hirn aufgespeichert hatte, nicht verbergen. Es gab keine historische Gestalt von einiger Bedeutung, über die Napo nicht genau Bescheid gewusst hätte. Im Unterricht aufgerufen, erhob er sich bedächtig mit durchgedrücktem Kreuz, schob die Rechte in seinen schwarzen, engen Rock, den er sommers wie winters trug, legte die Linke auf den Rücken, stellte den Fuß vor und sprach ohne Stockung mit seiner bescheidenen, gutklingenden Stimme über das verlangte Thema. Er umriss es so vollständig, dass man eigentlich nichts mehr hinzufügen konnte. Doch Napo fügte am Schluss seines Vortrages doch noch etwas hinzu, und zwar, ohne dazu aufgefordert zu sein, seine persönliche Ansicht über das behandelte Thema. Die Bestimmtheit, mit der er seine logischen Gedanken vortrug, erstaunte und begeisterte uns. So geschah es einmal, dass er mit unnachahmlicher Vollständigkeit in dem seit einiger Zeit eingeführten Unterrichtsfach ›Staatspolitik‹ über die Entstehung und Entwicklung der damaligen regierenden Partei sprach und abschließend – wie immer – seine persönliche Meinung äußerte. Er sagte: »Wenn es so weitergeht, muss Deutschland einen Krieg beginnen, und, so leid es mir tut, das feststellen zu müssen: Deutschland wird ihn verlieren.« So gewagt diese Prognose aus dem Munde eines Vierzehnjährigen auch klingen mochte, war sie doch die logische Folgerung auf die von ihm geschilderten Zustände in Deutschland, und unser Lehrer, ein begeisterter Anhänger der sogenannten ›Bewegung‹, senkte für Augenblicke den Kopf und schien ernsthaft darüber nachzudenken, ob Napo nicht doch recht haben könnte.

Trotz unserer Bewunderung für Napo, gelang es merkwürdigerweise keinem, mit ihm Freundschaft zu schließen. Vielleicht scheiterten die Versuche an seinem reservierten Wesen. Vielleicht vermied er es auch absichtlich, zwischen sich und einem anderen ein vertrautes Verhältnis aufkommen zu lassen. Heute glaube ich, dass Letzteres wahrscheinlicher war.

Es muss Mitte November des Jahres 1938 gewesen sein, als ich Zeuge einer Szene wurde, die mich vermuten ließ, dass zwischen dem Direktor und Napo eine Spannung bestand, die beide verwirrte und erregte. An der langen Mittagstafel saß Napo neben mir, aufrecht, mit durchgedrücktem Rücken, wie es seine Art war, und plötzlich spürte ich eine ungewöhnliche Unruhe, die von dem sonst so beherrschten, lässigen Napo ausging. Seine starren Augen waren auf den Teller gesenkt, und kleine Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Zufällig blickte ich auf den Direktor, der uns schräg gegenüber saß, und ich wunderte mich über seinen Gesichtsausdruck, der, sonst durch mildes, gütiges Lächeln bestimmt, heute finster und gequält war. Stumm schaute er auf Napo und seine Stirn war in schmerzliche Falten gelegt. Dass Napo irgendetwas ausgefressen haben könnte, war unwahrscheinlich, und so fragte ich ihn nach dem Essen: »Was hat denn der Alte? Warum schaute er dich so komisch an?«

Napo wischte bedächtig mit dem Taschentuch über seine feuchte Stirn, fixierte mich, ohne mit der Wimper zu zucken, und ich glaubte, erstmalig Angst, Entsetzen und Schwermut in seinem Gesicht erkennen zu können. Seiner Stimme jedoch merkte ich keine Erregung an, als er leise sagte: »Oh – er hat Sorgen, große Sorgen –«

»Um was sorgt er sich denn?«, fragte ich.

»Um den Bestand seines Schulheims«, sagte Napo kurz und ging würdevoll in sein Zimmer.

Abends fehlte Napo beim Essen, und der Direktor erhob sich, kaum dass er seinen Teller geleert hatte, und sagte:

»Liebe Jungen – ich muss euch mitteilen, dass Carl Bäuchlein heute wieder in seine Heimat nach Budapest gefahren ist. Er lässt euch alle herzlich grüßen, und ich soll euch sagen, dass er es sehr bedauert, so ohne persönlichen Abschied von jedem abreisen zu müssen, aber es ging nicht anders. Wir möchten ihn nicht vergessen, was wir ihm auch versprechen können, denn er war ein guter Junge – ein lieber Kerl ...« Nach diesen Worten drehte sich der Direktor schnell um und verließ eilig den Speisesaal.

Im Jahr 1944 schlenderte ich durch die belebten Straßen der ungarischen Hauptstadt Budapest. Es war ein schwüler Augusttag, und ich hatte eine Uniform an, die auf dem Rücken geflickt war, dort, wo vor drei Monaten ein Granatsplitter meinen Körper zerrissen hatte. Ich kam aus dem Lazarett, und der Marschbefehl an die Front steckte in meiner linken Brusttasche. Aber in jenen Tagen hatte es keiner mehr eilig, an die Front zu gelangen, und so war ich in Budapest aus dem Zug gestiegen, um mir für einen Tag die Stadt anzusehen. In kleinen Restaurants hatte ich Wein getrunken, viel Wein mit Sodawasser, das eiskalt und schäumend aus blitzenden Siphons zischte, redselige Ungarn hatten mir verbrüdernd auf die Schultern geschlagen und mir in ihrer unverständlichen Sprache irgend etwas klarzumachen versucht. Ich hatte töricht gelächelt und von Zeit zu Zeit »Honved« und »joi« geschrien, die einzigen ungarischen Worte, die ich kannte.

Und nun wanderte ich mit dem Gefühl angenehmer Trunkenheit auf eine Brücke zu, die über die Donau zum Stadtteil Ofen führte. Plötzlich sah ich eine kleine rundliche Gestalt vor mir in Richtung Brücke schreiten. Ich wusste sofort: Das konnte nur Napo sein, denn noch nie habe ich einen anderen Menschen so gehen sehen, die linke Hand auf dem Rücken, die rechte vorn in den schwarzen engen Rock geschoben.

»Napo!«, rief ich, »Napo!«, und rannte auf ihn zu, der sich beim ersten Anruf bedächtig umgedreht hatte und mir jetzt mit seinem starren Vogelblick entgegensah.

»Klaus«, sagte er und lächelte, wie er damals vor sieben Jahren im Flur unseres Schulheims gelächelt hatte. »Klaus, wie gut, dich wiederzusehen, und wie schlecht, dass du diese Uniform tragen musst.«

»Ja«, lachte ich, »ja, gern würde ich jetzt mit dir tauschen, würde verdammt gern deinen komischen Anzug anziehen, ja, ich würde mich verpflichten, zeit meines Lebens darin herumzulaufen, wenn ich nie wieder eine Uniform zu tragen brauchte.«

»Na«, sagte Napo mit schmalen Lippen, »ich weiß nicht, ob du heute mit mir tauschen möchtest – – schau her!«, und er zeigte auf seine linke Brustseite, auf der ein Stern aus dunkelgelbem Stoff befestigt war: der Davidsstern ...

»Du bist Jude, Napo?«, fragte ich maßlos erstaunt, und mein Herz klopfte plötzlich heftiger.

»Natürlich, und darum muss ich diesen Stern tragen«, antwortete Napo. Heftig ruckte sein Kopf zur Seite.

»Ich hatte ihn nicht gesehen – den Stern«, murmelte ich.

»Das glaube ich. Weisst du, mit der Zeit hat man gelernt, ihn mit dem Arm geflissentlich zu verdecken – besonders seit einigen Monaten gibt man sich hier Mühe, das zu tun – seit ...« Napo verstummte.

»Seit?«, fragte ich drängend.

»Ach, nicht hier. Ich erzähle es dir ein andermal.«

»Hör mal, Napo, wusste das denn einer auf unserer Schule? Ich wusste es nicht«, sagte ich.

»Keiner wusste es«, sagte Napo, »keiner, bis auf den Direktor. Der wusste es von Anfang an.«

Mir fiel sofort der Tag ein, an dem Napo abgereist war, an dem ich ihn gefragt hatte: »Was hat denn der Alte?«, und als wenn er meine Gedanken erraten hätte, sagte Napo jetzt: »Ja, damals, da konnte er mich kaum noch schützen. Es war kurz nach der sogenannten ›Kristallnacht‹, da

bekam er es mit der Angst zu tun. Er glaubte, die Existenz seiner Schule sei gefährdet. Es war ihm schrecklich, als er mich bat, abzureisen.«

Napo blickte mich mit seinen grossen braunen Augen starr an, und er sah immer noch aus wie Napoleon, genau so. Wie ein Blitz kam mir die Erinnerung, dass ich kurz nach jenem schändlichen 9. November in Gegenwart Napos geäußert hatte: »Na, jetzt werden die Juden wohl genug haben« und ich senkte gequält den Kopf. »Ich habe damals auch ...«, stammelte ich.

»Sprich nicht davon«, unterbrach Napo mich, »ich weiss, was du sagen willst. Du warst damals ein Kind, Klaus. Fünfzehn Jahre alt.«

»Trotzdem«, rief ich heftig, »trotzdem, es war gemein! Ach, wenn man nur damals schon alles gewusst hätte! Aber von den richtigen Biestereien erfuhr ich erst später. Diese Banditen!!«

»Still«, sagte Napo, »lass uns zu mir gehen. Ich wohne drüben in Ofen. Oder hast du Bedenken, neben einem Juden durch die Straßen zu spazieren? – Denk an deine Uniform«, fügte er hinzu.

»Der Teufel hol' diese dreckige Uniform«, sagte ich, und wir gingen über die Brücke. In ihrer Mitte blieb Napo kurz stehen und sagte: »Schau, die Donau. Ihre Mündung ist schon in russischer Hand.«

Dann fragte ich: »Warum bist du überhaupt 1937 noch nach Deutschland gekommen?«

»Mein Vater wollte es so. Er liebte die Deutschen sehr, musst du wissen. Immer hat er davon geträumt, später, wenn ich mal seine Weinhandlung übernommen hätte, ganz nach Deutschland zu ziehen und dort bis zu seinem Tode zu leben. Er konnte den Meldungen, den warnenden Meldungen, einfach nicht glauben, die aus Deutschland kamen.« Napo schwieg einige Sekunden, dann sagte er leise: »Vor drei Monaten haben sie ihn abgeholt – seine geliebten Deutschen.«

»Ist er tot?«, fragte ich fast flüsternd.

»Ja«, flüsterte auch Napo. »Auschwitz.«

Wir schwiegen jetzt, gingen langsam nebeneinander her, und einige Leute blieben stehen und schauten uns nach. Ich grüßte flüchtig einen deutschen Unteroffizier, dessen rotes volles Gesicht Missbilligung ausdrückte, als er auf Napo blickte. Er erwiderte meinen Gruß nicht. Wir boggen in eine Nebenstraße ab, kamen an ein kleines Eisentor, das in eine efeuberankte Parkmauer eingelassen war. Napo schloss es auf. Ein weiter, sehr verwilderter Park umgab uns jetzt, und es war angenehm, im Schatten der alten mächtigen Bäume zu sein. Nicht weit vom Tor entfernt stand inmitten sehr hoher gelber Sonnenblumen ein Gartenhaus.

»Hier wohne ich nun«, sagte Napo, als wir eintraten. »Unser Haus dahinten haben sie schon vor einem Jahr beschlagnahmt.«

Das Gartenhaus bestand aus einem Raum, an dessen Wänden dichtgefüllte Bücherregale standen. Außerdem waren noch zwei alte Stühle und ein dreibeiniger altmodischer Mahagonitisch, sowie ein mit blauem Plüsch bespanntes Sofa da. Napo nahm einige Papierbogen vom Tisch, legte sie bedächtig auf das Sofa, griff hinter eine Bücherreihe und holte eine Flasche Wein hervor, die er geschickt entkorkte.

»Gläser habe ich leider nicht«, sagte er entschuldigend.

»Du musst schon mal aus der Flasche trinken, Klaus.«

Ich trank, und der Wein war köstlich.

»Ist gut, wie? Davon habe ich so zehn Flaschen retten können. Vor einem Jahr hatten wir noch 70.000 Stück davon«, sagte Napo. »Wer die jetzt wohl trinken mag?«, fügte er sinnend hinzu.

»Hast du keine Angst, dass dir hier etwas passiert?«, fragte ich.

»Angst?«, er ruckte den Kopf zur Seite. »Angst gerade nicht. Wir haben so viel Angst in den letzten Jahren

gehabt, aber ich glaube, das ist nun vorbei. Angst nutzt sich ab, verstehst du? Nach und nach verblasst sie. Das ist gefährlich, natürlich, denn sie wird durch Apathie ersetzt. Angst ist in unserer Lage etwas Positives, Apathie nicht. Aber sie ist trotzdem eine Schranke vor dem Wahnsinn, den die Angst erzeugen kann, verstehst du? – Es gibt noch viele Juden hier in Budapest, obwohl in den letzten Monaten unzählige verschleppt wurden. Die Deutschen behaupten, wir wären frech und unverschämt, weil wir weiterhin durch die Straßen gehen und keine Angst zeigen. Meine Schwester hat sich ein Kleid angefertigt, auf dem hunderte von Davidssternen sind. Ein schwarzes Kleid mit gelben Sternen. Und die deutschen Soldaten bleiben stehen, schauen ihr nach, weil sie so hübsch ist, und sie ahnen nicht, dass sie Jüdin ist.«

Er lächelte wieder verhalten und mir schien, dass er eine spöttische Bemerkung über die Deutschen unterdrückte. Dann fuhr er fort, nachdem er einen tiefen Schluck aus der Flasche genommen hatte: »Nein, Angst haben nur noch sehr wenige hier. Das sind die, die etwas unternehmen, die sich organisieren und, wo es geht, Widerstand leisten. Wer keine Angst mehr hat – so wie ich zum Beispiel – dem ist das alles egal, der wartet ab – wartet auf die Russen, denen schon die Mündung der Donau gehört.«

Napo erzählte mir viel. Aufrecht, den Rücken durchgedrückt, wie es von jeher seine Art gewesen war, saß er auf dem alten Stuhl. Durch die große staubige Fensterscheibe warfen die Bäume draußen einen grünlichen Schimmer. Langsam dämmerte es, wir tranken die zweite Flasche, und ich lauschte auf die liebenswürdige, lässige Stimme Napos, die gleichmäßig und leidenschaftslos erzählte. Ich erfuhr von Verfolgungen, Plünderungen, Quälereien und Tod, all das kam auf das Konto meines Volkes, und wenn Napo auch behutsam vermied, je anklägerisch zu werden, wenn er vermied, möglichst das Wort »deutsch« zu gebrauchen, so quälten mich seine Erzählungen doch sehr.

Ich wusste, dass er nicht der Mensch war, der zu Übertreibungen neigte, wusste, dass er, der die Geschichte aller Völker wie kein zweiter kannte, von unbestechlicher Objektivität war. Und plötzlich überschwemmte mich ein solcher Ekel vor der Uniform, die ich trug, dass ich nicht begriff, wie ich sie jahrelang hatte tragen können. Ich begriff nicht, warum ich bisher nicht desertiert war, warum ich mich immer wieder an die Front verfrachten ließ, um ein System zu unterstützen, das so grässliches Elend über die Völker brachte. Ich kannte doch all die Tricks, durch die man sich drücken konnte, hatte sie hundertmal und mehr mit gleichgesinnten Kameraden durchgesprochen, doch nie verwirklicht – nie. Vielleicht fehlten mir die Nerven, einen jener gefährlichen Versuche zu unternehmen, vielleicht war es eine gewisse Bequemlichkeit, die mich hinderte, das zu tun, was ich gern getan hätte, vielleicht war es auch Apathie?

»Napo«, sagte ich, »kann man hier untertauchen? Ich meine, kann man sich verstecken in dieser Stadt, bis der Krieg vorbei ist?«

Ohne Überraschung antwortete Napo: »Man kann. Natürlich kann man sich hier verstecken. Willst du untertauchen?«

»Ja«, sagte ich erregt, »ich will nicht mehr an die Front. Bin schon viel zu lange dort, bin viermal verwundet worden und sehe erst jetzt ein, dass ich mich glatt schuldig mache an all dem Elend, wenn ich mich diesem Gesindel wieder zur Verfügung stelle.«

»Untertauchen ist leicht«, sagte Napo sinnend, »aber wieder auftauchen – wie willst du das machen? In kurzer Zeit werden die Russen hier einmarschieren.«

»Was meinst du, wie sich die Russen benehmen werden?«, fragte ich.

Napo zuckte die Schultern. »Ungarn ist bis heute Deutschlands Verbündeter. Sein einziger, übrigens. Ich fürchte, die Russen werden dies Land auch danach behandeln. Aber sie sind unberechenbar – man weiß es nicht.«

Er ermutigte mich nicht, zu desertieren, wie ich es eigentlich von ihm erwartet hatte. Im Gegenteil, er riet mir, weiter mitzumachen, vorsichtig zu sein und möglichst jede Chance zu nutzen, in den Westen zu gelangen. Ich widersprach eigensinnig, denn nun, nachdem ich fest entschlossen war, nicht mehr mitzutun, erschien mir die Idee des Untertauchens verlockend und richtig. Trotzdem gelang es Napo, mich im Laufe des Abends zu überzeugen. Er sagte: »Klaus, es kommt doch nicht darauf an, der Front fernzubleiben. Es kommt darauf an, dass du nicht mit der Seele dabei bist, wenn man es so nennen will.«

»Das war ich nie, weiß Gott!«, rief ich.

»Desto besser, Klaus. Also ich meine: die größte Chance, dein Leben zu erhalten, liegt vorerst an der Front. Mach es so wie euer schrecklicher Diktator: wähle die Legalität, benutze sie, beziehungsweise missbrauche sie, wie er es stets getan hat. Mach es genau so, und ich versichere dir: wenn du ihn mit seinen eigenen Waffen schlägst, kann er nichts machen, können auch seine willigen Vasallen nichts machen. Leider ist man in der übrigen Welt zu spät hinter seine Methoden gekommen. Alles wäre anders verlaufen, wenn man gegen ihn skrupelloser gewesen wäre. Sei du es, Klaus, ich bitte dich. Nur so kannst du durchkommen.«

Ich kannte Napo zu gut, um nicht zu wissen, dass er genau seinen Rat überlegt hatte.

Gegen Morgen verabschiedete ich mich von ihm. Es war nun fast kalt im Park, und ich stand fröstelnd vor ihm, nachdem er das Tor in der Mauer aufgeschlossen hatte.

»Mach's gut!«, sagte er.

»Ja«, sagte ich, »und du sei vorsichtig. Vielleicht könnte man sagen: hab wieder Angst.«

Napo schwieg und blickte ins Leere. »Wie Napoleon«, dachte ich wieder. Er hatte den rechten Fuß vorgesetzt, die eine Hand in den Rock geschoben, die andere auf dem Rücken. Das gefiederähnliche Haar war in die Stirn ge-

kämmt, und ich erkannte erst jetzt, dass einige Haare an den Schläfen weiß waren.

»Kommst du nach dem Krieg mal nach Deutschland?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er mit Bestimmtheit. »Nimm es mir nicht übel, Klaus, aber ich weiß, dass ich nie im Leben Verlangen nach deinem Land verspüren werde – nie mehr!«

»Ich nehme es nicht übel, Napo ... Leb wohl.«

»Vielleicht sehen wir uns mal in einem anderen Land wieder«, sagte er noch, aber ich merkte, dass er nicht daran glaubte.

Schnell ging ich an der efeuberankten Parkmauer entlang. Ehe ich in die Hauptstraße einbog, hörte ich in der Stille des Morgens das Zufallen des Eisentores. Es war das letzte, was ich bisher von Napo gehört habe.

Aber ich habe ihn wiedergesehen. In einem kleinen dumpfen Vorstadtkino schritt er plötzlich würdevoll und bedächtig über die Leinwand. Ich erkannte ihn sofort an seiner sonderbaren Haltung, an seinem engen schwarzen Rock, den weißen Strümpfen und übermäßig spitzen Schuhen. Es war ein Filmstreifen aus Palästina, und man sah viele Menschen auf der sonnigen, breiten Straße in Tel Aviv. Da ging Napo: die Rechte vorn in den Rock gesteckt, die Linke auf dem Rücken, der gerade wie immer war. Nie habe ich einen Menschen so gehen sehen, und daher besteht kein Zweifel, dass er es war. Die Szene dauerte nur wenige Sekunden, doch genügte sie, all meine Erinnerungen an Napo wachzurufen – alle, ohne Ausnahme. Noch zweimal bin ich in das Kino gegangen, noch zweimal habe ich ihn gesehen, den Napo, von dem ich annahm, dass er keine Freundschaften schließen wollte und von dem ich auch heute noch nicht weiß, ob er etwas davon hält. Aber sicher wird er mir erlauben, dass ich ihn für meinen besten Freund halte, sicher wird er das. Vielleicht weiß er es auch, vielleicht ahnt er es – ich werde es nie erfahren, doch eigentlich ist das auch nicht so wichtig.

Auszüge aus »Vater badete jeden Tag«

Seit ich denken konnte, bemühte sich Vater, in uns – seinen Kindern – die von ihm so innig bewunderte »Preußische Tradition« erst zu wecken und dann für immer wachzuhalten. Schon in meiner frühesten Jugend verstand er es, mich für die schlichten schwarzweißen Farben der preußischen Flagge zu begeistern. So trug er mich – fast drei Jahre war ich alt – am frühen Morgen des 22. März zum erstenmal auf den staubigen Dachboden, wo neben einem alten Degen und einem Gewehr aus den Freiheitskriegen die schwarzweiße Fahne lag; Vater entrollte sie bedächtig und befestigte sie an einer schwarzweiß gestrichenen Fahnenstange. Still war es auf dem Dachboden, die alten, vergessenen Möbel – Konsolen, verschossene Sessel, blinde Spiegel –, die glanzlosen Kristalleuchter und die wuchtigen braunen Überseekoffer erfüllten mich mit atemberaubender Ehrfurcht: wie erhaben war diese schweigende Vergangenheit! Auch Vater schwieg feierlich bei seinen Hantierungen. Er zwängte die Fahne durch eine Dachluke, schob die Stange schwungvoll hinterher und steckte sie fest. Wild bauschte sich das schwarzweiße Tuch, beruhigte sich langsam und wischte dann pendelnd über den grauen Morgenhimmel. Vater nahm sekundenlang Haltung an, starrte mit wehem Blick auf die geliebte Flagge und sagte schließlich zu mir: »Heute hätte unser alter Kaiser Geburtstag, wenn er noch lebte!«

Er meinte Kaiser Wilhelm I., den König der Preußen, nicht Kaiser Wilhelm II., den flüchtigen, den erfolglosen, den Gegner Bismarcks, den, der in Vaters Augen ein schmählicher Traditionsbrecher war.

Längst war die schwarzweiße Fahne außer Mode gekommen, das protzige, selbst die Stiere reizende Rot war hinzugekommen: Schwarz, Weiß und Rot, die Farben, die sich selbst in der Republik nicht tilgen ließen, die sich –

anders angeordnet – auch in die Diktatur hinüberretteten und bekanntlich heute noch ihr Unwesen treiben.

Jahr für Jahr mußte ich nun Vater zur Flaggenhissung auf den Boden begleiten, nach 1933 wurde es sogar gefährlich, das schwarzweiße Tuch zu zeigen, doch Vater schätzte als echter Preuße diese Gefahr gering ein. Einen Tag im Jahr knatterte die Fahne von seinem Dach im Märzwind, allen sichtbar.

Und so wird es niemanden verwundern, wenn ich versichere, daß Vaters preußische Idealgestalt der Eiserne Kanzler war. An ihm entzündete sich, ja, entflammte Vaters Phantasie. Ich erinnere mich noch des Tages, an dem er sich entschloß, Bismarck ähnlich zu sehen. Es war ein Sonntag, und wir, die wir Vater am Frühstückstisch erwarteten, sahen, als er ins Zimmer trat, sofort, daß er einige Änderungen an seiner Frisur und seinem Schnurrbart vorgenommen hatte. Ernsten Gesichtes und mit weit aufgerissenen Augen unter zerzausten Brauen blieb er vor uns stehen und sagte mit leicht bebender Stimme: »Wem ähnelt euer Vater? Wer es errät, bekommt zehn Mark!«

Wir starrten ihn an, bekamen rote Köpfe vor Aufregung, denn zehn Mark waren ein verlockender Preis; wir sahen Mutter ein Lachen unterdrücken, dies Lachen über die Verrücktheiten ihres Mannes, das nie zum Ausbruch kommen durfte; und dann musterten wir wieder Vater, der seinen Kneifer abgenommen hatte und stumm in eine Zimmerecke blickte.

Schließlich rief Susi: »Wie Rektor Huppe!«

Nun lag Vater nichts daran, wie der unbedeutende Rektor Huppe auszusehen, ganz und gar nichts lag ihm daran! Er lehnte diesen lästigen Vergleich dann auch mit einer unmutigen Handbewegung ab, schweigend.

Nach einer Weile sagte Gritta: »Wie Geheimrat Auerbruch?«, dabei lächelte sie Vater hoffnungsvoll zu. Doch wer war schon Auerbruch! Vater schüttelte ungeduldig seinen mächtigen Schädel.

»Wem ähnelt euer Vater?«, rief er nochmal, etwas drohend, wie wir spürten.

Ich, das älteste seiner Kinder, ahnte dunkel, daß Vater mit einer bedeutenden Person verglichen sein wollte, und ich rief – einem Hasardspieler gleich – auf gut Glück: »Kaiser Barbarossa!«

Vaters Schläfenadern schwollen an. »Barbarossa!«, grollte er. »Habe ich denn einen langen, roten Vollbart? Na, habe ich den?«

Ich wollte eingeschüchtert den Kopf schütteln, aber da mischte sich Mutter ein. Sie sagte, vorsichtige Mahnung in der Stimme: »Nun laß doch die Kinder, Adalbert. Frühstücke erst mal. Oder willst du hier stundenlang wie ein Denkmal stehen?«

Schon hob Vater die Faust, um wütend auf den Tisch zu schlagen, aber da schoß mir die Erinnerung an das Bismarckdenkmal durch den Kopf: jeden Tag führte mich mein Schulweg zweimal daran vorbei. »Bismarck!«, brüllte ich, stoppte so die in der Luft schwebende Faust. »Papa, du siehst genau wie der Eiserne Kanzler aus – genau!«, sprach ich so schnell, wie ich konnte.

Vaters drohender Blick wurde schlagartig milde. Er steckte die Faust in die Hosentasche, nickte mir erleichtert zu, stellte sich nochmal in Positur, und wir Kinder riefen im Chor: »Wie Bismarck – genau wie Bismarck!«

»Zweifellos«, sagte Vater befriedigt und setzte sich. Zwei Fünfmarkstücke kramte er aus seinem Portemonnaie, doch ehe er sie mir gab, fragte er, gleichsam als wolle er sich meiner unwandelbaren Überzeugung versichern:

»Genau wie Bismarck, wie?«

»Genau wie Bismarck!«, sagte ich fest.

»Der Schnurrbart, wie?«

»Genau!«

»Die buschigen Augenbrauen, wie?«

»Genau!«

»Die stählernen Augen und der mächtige Schädel, wie?«

»Wie Bismarck – wirklich!«, rief ich mit Hingabe, und Susi klatschte freudig in die Hände. Nun endlich schob mir Vater das Geld zu, kramte nochmal in seinem Portemonnaie und schenkte auch meinen Schwestern je drei Mark. Es war ein besonders glücklicher Tag für Vater! Obwohl Sonntag war, telefonierte er den bekanntesten Hutmacher unserer Stadt herbei, ließ den Umfang seines Kopfes messen und bestellte die Kopie jenes schwarzen breitrandigen Hutes, den Bismarck zu tragen pflegte, wenn er sich nicht gerade mit einem seiner schimmernden Kürassierhelme geschmückt hatte. Selbstverständlich fahndete Vater auch nach zwei Deutschen Doggen, und es dauerte nicht lange, da tollten diese mächtigen und gutmütigen Tiere nur vier Wochen lang, dann wurden sie wieder abgeschafft – durch unser Haus. Von Hut und Doggen begleitet schlenderte Vater von nun an durch die weiten Anlagen des Stadtgartens. Wir folgten in gebührendem Abstand, denn es konnte ja sein, daß Vater über die Emser Depesche nachdachte oder mit dem jungen Fant von Kaiser haderte. Überflüssig zu sagen, daß unsere Mitbürger hinter Vaters Rücken ganz infam grinsten und tuschelten; sie hatten eben kein Verhältnis zur preußischen Tradition.

Vaters Vorliebe für die Fliegerei war stadtbekannt; schon im Jahre 1912 hatte er eines der ersten lenkbaren Luftschiffe bestiegen – es hieß »Viktoria Luise« – und war 3.000 Meter über der Erde in heftige, gefährliche Sturmböen geraten, und sowohl der Kapitän als auch die Mitreisenden hatten nach glücklicher Landung Vaters souveräne Haltung gepriesen, seinen trostreichen Zuspruch, der den Ausbruch der glosenden Panik verhindern konnte. Aber mehr noch als eine Fahrt im lenkbaren Zeppelin schätzte Vater das lautlose Dahinsegeln im Freiballon. Es war der einzige Sport, den Vater als standesgemäß betrachtete, den er deshalb mit Hingabe ausübte. An Samstagnachmittagen rief er oft die Wetterwarte an, erkundigte sich nach den Aussichten für den kommenden Sonntag, und waren sie gut, verließ er in aller Frühe das Haus, bekleidet mit einem Schafspelz, gefütterten Handschuhen und Stiefeln, auf dem Kopf die dunkelblaue Luftschiffermütze. Spät abends, manchmal auch erst am Montagmorgen, kehrte er zu uns, seiner um ihn bangenden Familie, zurück.

Und eines Tages überraschte er uns mit den Worten: »Ich habe einen Freiballon gekauft!«

Mutter stieß einen leichten Schrei aus, denn sie überblickte wohl in Sekundenschnelle die Folgen, die sich aus diesem Kauf ergeben mußten. Dann sagte sie mit matter Stimme: »Meinst du nicht, Adalbert, daß das etwas zu weit geht?«

Vater, dessen großer Fehler es war, Widerspruch zu hassen, machte ein wütendes Gesicht. »Warum sollte das zu weit gehen?«, rief er. »Ich pflege mir stets sehr genau zu überlegen, was ich tue!«

Wir Kinder blickten von einem zum anderen; für uns gab es nie einen Zweifel an der Lesebuchweisheit »Was Vater tut, ist stets das Rechte!«, und sosehr wir unsere Mutter

auch liebten, ergriffen wir erst schweigend, später jubelnd die Partei unseres Vaters.

»Außerdem habe ich vor einem Monat den Ballonführerschein gemacht«, fügte Vater, etwas verärgert und vorwurfsvoll, hinzu. Aber unser Jubel stimmte ihn schnell wieder heiter; wir jubelten hemmungslos, obwohl uns Mutters entsetztes Gesicht ein wenig störte.

»Am kommenden Sonntag, falls das Wetter günstig ist, fliegen wir gemeinsam los – der Sonne entgegen!«

»Der Sonne entgegen!«, schrien wir, die wir damals immer Sinn für Vaters Pathos aufbrachten.

Mutter murmelte etwas von »Herausforderung« und von »Schicksal«; nie hatte Vater sie zu einer gemeinsamen Ballonfahrt überreden können, doch jetzt überwand sie tapfer ihre Angst; jetzt, da es beschlossene Sache war, daß wir – ihre Kinder – mitfliegen würden, wollte sie nicht allein im großen, einsamen Haus zurückbleiben.

»Was wäre mein Leben ohne euch«, sagte sie sanft und gefaßt und strich uns übers seidige Haar. Wir spürten wohl den bedrohlichen Sinn ihrer Worte, doch konnten wir einfach nicht an eine Bedrohung glauben, wenn Vater es nicht tat.

Das Wetter war günstig – leichter Ostwind –, rötlich durchdrangen die ersten Sonnenstrahlen die ewige Dunstschicht, die unsere Stadt seit fünfzig Jahren überwölbt, als wir – alle zünftig eingekleidet – den Ballonplatz erreichten. Rötlich schimmerte auch die halbgefüllte Ballonhülle: 1400 cbm Gas faßte sie, vierzehn Meter betrug ihr Durchmesser.

»Glück ab!«, rief Vater den Männern zu, die das den Ballon umspannende Netz zurechtzogen. Der Platzkommandant legte die Hand an den Mützenschirm und antwortete: »Glück ab!«, kam auf Vater zu und versicherte, in fünfzehn Minuten sei der Ballon startbereit. Nach und nach rundete das einströmende Gas die Ballonhülle zur Kugel, rote Buchstaben wurden sichtbar, und wir waren

nicht überrascht, als wir das Wort BISMARCK entziffer-
ten. Vaters Ballon hätte nicht anders heißen können.

Voller Stolz auf diesen Besitzzuwachs – wer nannte schon
einen so mächtigen Freiballon sein eigen! – beobachteten
wir Vaters Betriebsamkeit: er rannte herum und gab mit
seiner schneidigen Reserveoffiziersstimme Anweisungen,
die uns erkennen ließen, daß er sich auf das Metier ver-
stand. Schließlich erhob sich der Ballon über die vier-
eckige geflochtene Passagiergondel. Straff spannten sich
die Taue, die Ballon und Gondel verbanden.

»Einsteigen!«, rief uns Vater zu. Wir gehorchten. Er zählte
und prüfte die elf Sandsäcke, die außenbords hingen,
dann schwang er sich zu uns in die Gondel.

»Opium«, sagte Vater, »hier – jeder muß eine Tablette
schlucken, damit der Magen den jähen Aufstieg verträgt.«

»Ich schlucke alles, was du willst«, sagte Mutter leise.

»Tae lösen!«, befahl Vater, und nachdem die drei starken
Haltetaue gekappt waren, riß uns der Ballon ungeduldig
in die Höhe.

»Glück ab!«, riefen die Männer im Chor, und Vater stieß
in ein riesiges Signalhorn.

Hundert Meter über der Erde öffnete Vater eine Sektfla-
sche, reichte sie mit leichter Verbeugung Mutter und
sagte: »Das traditionelle Gesöff aller Luftschiffer!« Mutter
trank in durstigen Zügen, ihr bisher blasses Gesicht rötete
sich, und zum erstenmal an diesem Tage lächelte sie.

Stetig gewannen wir an Höhe, der Wind trieb uns über
unsere Stadt nach Westen.

»Flugblätter bereithalten!«, rief Vater. Unter der Sitzbank
und den zwei Klappsitzen stapelten sich Tausende von
Flugblättern, die Vater für diesen Flug hatte drucken las-
sen und auf denen zu lesen war: »Aus 300 Meter Höhe
grüßen Dr. Wiebe und Familie die heißgeliebte Heimat-
stadt!«

Wir beugten uns über den Gondelrand, sahen unter uns die vertrauten Straßen und in ihnen die Menschen, die den Kirchen zustrebten.

»Abwurf!«, befahl Vater, und wir kippten die Papierstapel über Bord. Sofort zog der Ballon einige Meter nach oben. Unter uns wirbelten die Flugblätter, wehten auf Dächer, in Gärten und auf die Straßen.

»Schön?«, fragte Vater, und zu unserer Verwunderung antwortete Mutter: »Sehr schön!«

»Na also«, sagte Vater und nahm befriedigt einen tiefen Schluck aus der Sektflasche. Dann prüfte er den Kompaß, legte ihn auf eine Landkarte und behauptete: »Wenn die Brise anhält, überschweben wir in zwei Stunden den Kölner Dom.«

Immer höher stiegen wir, der Wind war kaum zu spüren, die Sonne gewann an Wärme und dehnte das Gas aus: prall stand der Ballon über uns. Vater geriet in die ausgelassenste Stimmung: »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!«, ausgerechnet Vater stimmte plötzlich dieses Lied an, er, nunmehr 1000 Meter über der Erde, gelöst von irdischen Grundsätzen, schien hier sein Herz für den Sozialismus zu entdecken: »Brüder, zum Lichte empor!«

»Ich muß mal«, flüsterte Susi.

»Ich auch«, sagte Gritta, und ich verspürte ebenfalls dies Bedürfnis.

Vater lachte dröhnend. Mutter jedoch bekam plötzlich gequälte Augen. »Ja, wie stellst du dir eigentlich diese Angelegenheit vor?«, fragte sie.

»Am Westrand der Gondel hängt ein Eimer, der allen Wünschen entsprechen dürfte. Es wird nicht so besonders bequem sein, aber dafür ziemlich lustig.«

»Hat sich was – lustig!«, sagte Mutter und hob den Eimer in die Gondel.

Alles klappte zu jedermanns Zufriedenheit, und doppelt froh genossen wir den Flug.

»Ist es hier oben nicht prachtvoll?«, fragte Vater immer wieder, und immer wieder echoten wir: »Ja, prachtvoll!« Dreitausend Meter zeigte jetzt der Höhenmesser, die Luft wurde dünner, und Vater begann etwas zu keuchen. »Macht euch schwer!«, rief er uns zu, was Mutter veranlaßte, ihn mißtrauisch anzublicken und zu fragen: »Was soll denn das heißen? Willst du damit sagen, daß der Ballon immer weiter steigen wird, daß es keine Möglichkeit gibt, ihn sinken zu lassen?« Vater gab keine Antwort, vorsichtig zurrte er an der Reißleine, deren Aufgabe es ist, ein Ventil in der Ballonhülle zu öffnen, damit das Gas entweichen kann. Aber das Ventil schien verklemmt zu sein. Vater zog stärker, dabei murmelte er: »Wenn sie abreißt, sind wir verloren ...« »Ist so etwas schon mal vorgekommen?«, fragte Mutter und drückte ihre Hände gegeneinander. »Häufig«, sagte Vater. »Und was geschieht dann?«, fragte Mutter. Vater machte eine vage Armbewegung. »Man steigt und steigt«, antwortete er. »Der Sonne entgegen«, sagte Gritta leise. Mutter legte nun ihre Arme um uns, die wir plötzlich die Gefahr witterten. »Noch ist sie ja nicht gerissen«, sagte Vater und zog immer stärker an der Leine. »Es ist unglaublich, es ist leichtsinnig, man soll das Schicksal eben nicht ...« Mutters anklagende Worte wurden plötzlich durch ein heftiges Zischen unterbrochen. »Jetzt ist es geöffnet«, sagte Vater; sein Gesicht war wunderbar gleichmütig. Die Gondel sackte unter uns weg, es kam uns so vor, als stürzten wir. »Wir stürzen ab!«, schrie ich. »Ja, das Kind hat recht!«, rief Mutter. Vater lächelte begütigend und ließ die Leine los. Doch – das Gas entwich weiterhin. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich Vaters volles, stets gerötetes Gesicht bleich werden.

»Aus«, sagte Mutter dumpf.
Ich wagte einen Blick auf die Erde, sah sie auf uns zukommen, sah Felder, einen Fluß, weit entfernt ein Dorf.
»Soll ich beten?«, sagte Susi hinter mir.
»Unsinn«, sagte Vater, der jetzt die Sandsäcke abschnitt. Sack um Sack sauste in die Tiefe, doch gab es keine spürbare Erleichterung.
»Ich muß schon wieder«, sagte Gritta weinerlich.
»Warte noch etwas«, sagte Mutter gefaßt, als wolle sie sagen: »Du armes Kind, bald wirst du nie mehr müssen müssen.«
»1.500 Meter«, sagte Vater. Alle Sandsäcke hatte er nun abgeschnitten, sein Gesicht hatte die Farbe wiedergewonnen, feierlich nahm er die Luftschiffermütze ab, seine Hände waren ruhig wie immer, als er seinen Kneifer festdrückte, dann sagte er: »Ich wiege zuviel!«
Schweigend starrten wir ihn an.
»Ich wiege zuviel«, wiederholte er, »und deshalb ...«, er schluckte mühsam, »... deshalb werde ich, euer Vater, abspringen!«
»Nein!«, heulten wir auf, und alle stürzten wir auf Vater zu, klammerten uns an ihn, bisßen uns in seinem Schafspelz fest, aber er schob uns behutsam, doch kräftig zurück.
»Ihr habt dann die Chance, zu überleben. Die Ballonhülle wird den Aufprall dämpfen.«
»Nein!«
»Es muß sein«, sagte Vater; er küßte uns nacheinander, zog sich an den Seilen hoch, machte gewissermaßen einen Klimmzug, saß nun auf dem Gondelrand und blickte uns wehmütig an. In diesem Augenblick geschah das Wunder: 200 Meter über unserer heißgeliebten Erde stoppte der Ballon. Vater blickte verdutzt nach oben, dann ließ er sich wieder zu uns in die Gondel gleiten. »Der Gegenwind muß das Ventil geschlossen haben«, sagte er mit versagender Stimme. Schluchzend drängten wir uns an ihn, ließen uns abermals küssen, und dann griff Vater zum Signal-

horn, stieß hinein, jagte die ganze Luft seiner mächtigen Lungen hinein, und ein langer dankbarer Heulton stieg zum Himmel empor. »Dank!«, sagte er danach und wischte sich zwei Tränen aus den Augen: »Dank!«

Gemächlich schwebten wir westwärts. Das Schleppseil wurde ausgeworfen, als wir uns einigen Hügeln näherten, es schleifte über Äcker und Wiesen, schleifte durch eine erschreckte Schafherde, verfring sich in einer Eiche, und abermals riß Vater das Ventil auf. Langsam senkte sich der Ballon, näherte sich unsere Gondel dem Boden, setzte weich auf.

»Eine Damenlandung«, sagte Vater, aber man merkte ihm an, das Ganze machte ihm keinen rechten Spaß mehr. Schweigend kletterten wir aus der Gondel, in der wir so fürchterliche Minuten erlebt hatten, schweigend tranken wir alle Sekt, wir Kinder zum erstenmal in unserem Leben. Bauern erschienen mit einem Leiterwagen, sie legten die Ballonhülle zusammen, verpackten sie und die Gondel, Vater verteilte hohe Trinkgelder, und so fuhren wir, auf unserem Freiballon sitzend, mit dem Leiterwagen zur nächsten Bahnstation.

Erst im Bahnabteil löste sich unsere Erregung. Still vor uns hinweinend saßen wir Vater gegenüber.

»Warum weint ihr denn nun?«, fragte Vater und sog an seiner Zigarre.

»Was hätten wir ohne dich angefangen?«, schluchzte Mutter.

Vater zuckte die Schultern. Ich nehme an, er sagte sich im stillen: »Nicht viel!«

Am Montag verschenkte Vater seinen Ballon BIS-MARCK, schenkte ihn dem Luftschifferverein e.V., der darüber so glücklich war, daß er ihn umtaufte. WIEBE hieß er von da an.

Vater liebte steife Kragen. Im Winter zweimal, im Sommer dreimal am Tag konnten wir ihn beim Kragenwechseln beobachten, ein komplizierter Vorgang, der Vater die überraschendsten Grimassen abverlangte, der ihn dann aber mit der Gewißheit, einen makellosen Kragen zu tragen, entließ. Um die blütenweißen gestärkten Kragen vor der Gefahr zu bewahren, zerknickt und beschmutzt zu werden, hatte Vater einen Schrank mit hundert Fächern schreinern lassen, in dem er sie unter strengem Verschuß hielt.

Eines Tages, als Vater, erhitzt wie immer, ungeduldig einen Kragen vom Halse riß, als er den Schrank aufschloß, um nach sorgfältiger Wahl einen frischen herauszunehmen, entdeckten wir Kinder viele, auf drei Fächer verteilte blaue Oktavheftchen.

»Was sind das für Heftchen?«, fragte ich.

Vater ließ den Kragen, den er sich gerade um den Hals legen wollte, sinken, er lächelte und sagte: »Das sind meine Kriegstagebücher. Alles, was ich im Weltkrieg erlebt habe, ist darin aufgezeichnet.« Seine Stimme hatte jenen sonoren Klang, den sie immer bekam, wenn er glaubte, stolz sein zu können. »Ja, meine Kriegstagebücher«, murmelte er, zog einige Heftchen aus dem Schrank und verteilte sie an uns; sie rochen wie alte Folianten, und wir betrachteten sie ehrfürchtig, entzifferten die Jahreszahlen auf den Einbanddeckeln – 1914, 1915, 1916, 1917, 1918 –, blättern vorsichtig und sahen Vaters hurtige Schrift, schon etwas verblaßt auf angegilbtem, liniertem Papier.

»Jeden Tag habe ich geschrieben«, sagte Vater, legte dabei den Kopf zurück, schob den linken Mundwinkel nach oben, und seine Finger suchten den vorderen Kragenkopf zu meistern. Das dauerte einige Zeit, während der Vater gepreßt weitersprach: »Immer geschrieben, ob in der Etappe oder im Unterstand. Vier Jahre lang. Hat mir

keiner nachgemacht. Deshalb stellen diese Tagebücher bestimmt einen historischen Wert dar.« Der Kragen war endlich am Hemd befestigt, Vater ruckte noch ein paar-mal mit dem Kopf, band dann die Krawatte und nahm uns die kostbaren Tagebücher wieder ab. Nachdenklich schaute er sie an, grinste plötzlich und verkündete: »Ich werde sie euch vorlesen, werde sie euch in der Umgebung, in der sie geschrieben wurden, vorlesen.«

»Im Unterstand?«, fragte Susi.

Vater nickte. »Im Unterstand«, bestätigte er. »Fahren wir nach Frankreich?«, fragte Gritta. »Nicht nötig«, sagte Vater, und sein Gesicht nahm jenen Ausdruck an, der uns Kinder immer in Spannung versetzte.

Drei Tage dauerte die Spannung, dann bremste vor unserem Haus ein mit Holz beladener Lastwagen, fünf Bergleute stiegen bedächtig ab, griffen sich die Hölzer und trugen sie in den Keller. Gern hätten wir die Bergleute beobachtet, aber wir durften nicht, wir sahen nur, daß Vater hin und wieder hinunterstieg, stets mit einer Kiste Zigarren in der Hand. Zehn Stunden lang hallten schwere Hammerschläge durchs Haus, und Mutter ging mit ergebnem Gesicht herum.

In den Abendstunden zogen die Bergleute, wohlversehen mit Zigarren, ab, und wir rannten in den Keller. Staunend standen wir in einem echten Unterstand, wie wir ihn nur nach Fotografien kannten. Ein Raum war völlig mit Brettern und Balken verkleidet, und die Decke wurde jetzt durch mehrere schwere Balken gestützt; rohe Knüppelbänke und -hocker, ein schnell zusammengezimmelter Tisch, vier drahtbespannte Schlafpritschen und ein rostiger Bunkerofen bildeten das Mobiliar. An der Decke hingen eine Karbidlampe und daneben eine rostige Konservenbüchse.

»Seid mal ganz still«, sagte Vater, und wir hörten, wie in die Konservenbüchse monoton Wasser tropfte. »Wie vor Verdun, so mußten wir monatelang vor Verdun hausen«, sagte Vater.

»Schrecklich«, sagte Mutter.

»Nicht wahr?« Wir merkten, Vater war stolz, einmal so gehaust zu haben.

Am nächsten Tag mußten wir uns im Unterstand versammeln. Vater kam etwas später. Er trug seine alte feldgraue Stabsarztuniform, sie roch nach Mottenkugeln, vor seiner Brust hing die Gasmaske und am linken Arm leuchtete die Rotkreuzbinde. Vater hatte sich an diesem Tag nicht rasiert und sah daher ziemlich verwaorlost aus. Gebückt ging er zu einem Hocker, setzte sich ächzend und brummte: »An der Nordflanke ist der Tommy durchgebrochen.«

»Verdammte Scheiße«, sagte Gritta mit heller Stimme.

Mutters Gesicht wurde ganz starr. »Wie redest du denn, Gritta!«, sagte sie streng.

»So sagt man doch im Krieg«, rief Gritta eifrig, »Papa, nicht wahr, so sagt man doch immer, wenn Krieg ist?«

Vater, ich sah es genau, unterdrückte ein Grinsen, er antwortete: »Ja, so sagte man, doch ist das kein Grund, daß es meine Tochter sagt.«

»Aber wir sind doch jetzt alle Kameraden!«, krächte Susi fröhlich.

Vater nickte, und Mutter war mit diesem Nicken nicht einverstanden. »Das darf aber nicht zu derart gräßlichen Ausdrücken führen«, sagte sie.

In diesem Augenblick hörten wir das Grummeln der Front. Kein Zweifel, wir hörten es, auch das Geknatter eines Maschinengewehrs drang in den Unterstand. Wir blickten ängstlich auf Vater, der nur sorgenvoll den Kopf wiegte, Mutter jedoch ging schnell zur Tür, riß sie auf, und wir hörten sie rufen: »Das geht zu weit!« Wir drängten ihr nach und sahen Erna in der Waschküche stehen. In der einen Hand hielt sie ein Ofenblech, in der anderen eine flache Latte.

»Ich soll aber doch. Alle fünf Minuten soll ich so machen«, sagte sie mit rotem Kopf, dabei schüttelte sie das Blech –

es grollte die ferne Artillerie –, schlug dann schnell hintereinander mit der Holzlatte gegen die gekachelte Waschküchenwand – das MG. »Herr Doktor hat es mir befohlen.« »Aber das geht zu weit«, sagte Mutter abermals. »Bitte, Erna, bügeln Sie lieber die Wäsche!«

Im Unterstand saß Vater, strich sich übers unrasierte Kinn und fragte heiter: »Klang echt, wie?«

Mutter musterte Vater mit einem schweren Blick, worauf Vaters Heiterkeit etwas abflaute; eilig zog er eines der Tagebücher aus der Tasche, hielt es in den kalkigen Schein der Karbidlampe und begann zu lesen: »Verdun, 14. März 1916 ...«

In den Jahren meiner Kindheit glaubte ich, Vater sei die Zentralfigur der ganzen Welt – Irrglaube der meisten Kinder –, heute vermute ich, er hielt sich selbst dafür, denn nur so kann ich mir erklären, daß er das gesamte Kriegsgeschehen an seinem persönlichen Wohl maß. So heroisch die Worte auch klangen, die er so oft in Erinnerung an das »Völkerringen« oder an das »Stahlbad der Nation« fand, in seinen Tagebüchern herrschte zu unserer Verblüffung ein ganz anderer Ton. Düster und breit waren die Schilderungen seiner haarsträubenden Erlebnisse: Da hatte es der Verpflegungsoffizier versäumt, ihm die drei angeforderten Flaschen Champagner in den Graben zu schicken, und unser armer Vater mußte angewärmtes Bier trinken; die Zigarren waren feucht geworden; im Stiefel hatte ein Nagel Vaters Fußsohle gepeinigt; drei Nächte lang war er von einem Tier, wahrscheinlich einem Floh, gequält worden, und als das Tier verschwunden war, begann Duschak, Vaters Bursche, nachts unerträglich zu schnarchen; die Taschenuhr war stehengeblieben, und auf dem Rücken, dort, wo man nicht mit der Hand hinlangen kann, hatte sich ein kleiner, jedoch überaus schmerzhafter Pickel entwickelt. Das alles in einem Unterstand vor Verdun.

Sehnsüchtige Erinnerungen an warme Wannenbäder, weißbezogene Betten, elektrisches Licht, erlesene Speisen,

weiche Perserteppiche und gestärkte Kragen wurden beschworen. – Sonst nie, aber in jenen Jahren muß Vater gelitten haben.

»War das nicht schrecklich?«, fragte er uns von Zeit zu Zeit. Und wir, die wir uns ein Leben ohne weißbezogene Betten, elektrisches Licht und warme Wannenbäder nicht vorzustellen vermochten, wir nickten ergriffen.

Die Karbidlampe zischte, monoton tropfte es in die Konservenbüchse, und Vater sagte: »Es regnet immer noch!« Abermals nickten wir, obwohl wir wußten, daß draußen die Sonne schien.

Viele Nachmittage las uns Vater vor. Vier ärgerliche Jahre zogen an uns vorbei, und wir begannen langsam den Krieg zu hassen, weil es unser guter Vater darin so ungemütlich gehabt hatte.

Ich glaube nicht, daß Vater uns auf diese Art zu Pazifisten erziehen wollte, aber ich weiß: wir wurden es. Wir verloren plötzlich die Freude am Kriegspielen, außer zu den väterlichen Lesungen gingen wir nur noch selten in den Unterstand, nur noch selten sangen wir dort wie anfangs »Argonnerwald um Mitternacht ...«, und wir waren froh, als Vaters feldgraue Uniform wieder eingemottet wurde, als die Kriegstagebücher wieder alle im Kragenschrank lagen.

Schließlich mieden wir den Unterstand, mieden ihn neun Jahre lang – bis zum Jahr 1940. »Wer hätte das geahnt ...«, sagte Vater in dieser Zeit, dabei beobachtete er verblüfft und auch wütend die schwankende Karbidlampe.

Nach Jahren heftiger Zwistigkeiten mit allen Frisuren unserer Stadt schenkte unser eigenwilliger Vater endlich dem hageren Friseurmeister Beiß sein – allerdings aufkündbares – Vertrauen, denn diesem schien es als einzigem seiner Innung zu glücken, den vollen, einst dunkelbraunen, jetzt graumelierten Schnurrbart Vaters derart zurechtzustutzen, daß daran trotz peinlichster Begutachtung kein Kunstfehler zu entdecken war.

Meister Beiß, ein unbegüterter Vorstadtfriseur, war zwar dem Trunke verfallen, doch mochte es gerade diesem Umstand zuzuschreiben sein, daß er Vaters Zufriedenheit errang, verschaffte ihm doch der Alkohol jene unerschrockene Gelassenheit, die man manchmal bei echten Trinkern beobachten kann und die bei einem Kunden wie Vater unerlässlich war.

Jeden Freitag kam Meister Beiß in unser Haus, diskret umweht vom Duft hochprozentiger Getränke; mild lächelnd packte er im Badezimmer Haarschneidemaschine, Rasiermesser, Kamm, Bürste und Schere aus, zog sich einen einst weißen, jetzt fleckigen Kittel an, der selbst durch den zierenden blauen Kragen und die blauen Manschetten nicht sonderlich adrett wirkte, und dann wartete er schrenklimpernd auf Vater.

So sorgfältig Vater tagtäglich sein Kopfhaar pflegte, bot er immer, wenn er zu Meister Beiß ins Badezimmer kam, einen verwilderten Anblick. Offenbar zerwühlte er vorher seine Frisur, seinen Schnurrbart und seine Augenbrauen, die, an zerzauste Zahnbürsten erinnernd, das Barometer seiner mannigfachen Gemütsstimmungen darstellten: an Vaters Augenbrauen waren Düsternis, Heiterkeit, Leichtsinn, Unternehmungslust, Spott und Zorn abzulesen.

»Kolossal, mein Haarwuchs, wie?«, fragte Vater immer zuerst.

Und Beiß, vertraut mit dem kindlichen Ehrgeiz aller Kunden, den stärksten Haarwuchs der Welt aufweisen zu können, nickte ehrfürchtig und versicherte: »Ich bin jetzt seit 25 Jahren Friseur, aber so ein Haarwuchs ist mir noch nie begegnet.«

»Wächst jede Minute ein Stück, mein Haar«, sagte Vater und setzte sich auf den Frisierstuhl.

»Wenn nicht jede Sekunde«, sagte Beiß schmeichlerisch.

»Mein Vater«, prahlte Vater dann, »der hatte den längsten Bart Deutschlands.«

»Und Tirpitz?«, fragte Beiß entgegenkommend.

»Der Bart des Großadmirals Tirpitz war gegen den meines Vaters ein Waisenkind«, sagte Vater.

Uns Kindern war es zur lieben Gewohnheit geworden, dem Verschönerungsprozeß Vaters beizuwohnen. Nicht als ob uns die behenden Finger des Meisters beeindruckt hätten, vielmehr liebten wir Vaters Bemühungen, den braven Friseur mit unserer Hilfe zu verwirren, denn obwohl Beiß untadelig arbeitete, obwohl er immer jene Antworten gab, die von ihm erwartet wurden, obwohl er immer milde lächelte, schien ihn Vater nicht sehr zu mögen. In den langen Kämpfen mit Frisuren muß sich in ihm ein schwer zu unterdrückender Groll gegen diese Innung angesammelt haben. Allerdings, das sei vorweggenommen, waren es sehr harmlose Verwirrungen, die wir Beiß bereiteten und die uns Kindern das wunderbare Gefühl schenkten, unserem mächtigen Vater verschworen zu sein.

»Gritta, wo hast du den Hundertmarkschein aufbewahrt, den ich dir gestern abend gab?«, fragte Vater plötzlich.

Gritta stockte nur wenige Sekunden, in denen sie sah, wie sich Vaters linkes Auge leicht schloß, dann antwortete sie:

»Ich hab' ihn im Garten vergraben, wie immer.«

»Gut«, sagte Vater, »sehr gut«, und er blinzelte uns zu, als Beiß seine Arbeit unterbrach, um uns alle hurtig zu mustern. Aber wir machten sehr gleichmütige Gesichter, als sei es bei uns üblich, Hundertmarkscheine zu vergraben.

»Und du, Susi«, begann Vater wieder, »wo hast du die drei neuen Glasaugen hingetan, die ich dir zum Geburtstag schenkte?«

»Ach«, sagte Susi gedehnt, »die Glasaugen? Die liegen bei den anderen Glasaugen in meinem Handarbeitskörbchen.«

Vater nickte zufrieden, fragte dann: »Weißt du denn, wie viele Glasaugen du inzwischen dein eigen nennst?«

»Zweiunddreißig«, antwortete Susi, lieblich lächelnd.

»Also Beiß«, wandte sich Vater an den Friseur, »wenn Sie mal eins brauchen, bitten Sie meine Tochter Susi darum.«

Das rhythmische Klappern der Schere wurde langsamer, unregelmäßiger, schließlich verstummte es, und Beiß ging um Vater herum, sah ihm in die Augen, in Vaters ernste Augen, und heiser sagte er: »Ja, danke ...«

Jetzt blinzelte Vater mir zu, ich stützte den Kopf in die Hände, um mein Gesicht am Lachen zu hindern.

»Bist du dir im klaren darüber, mein Junge, daß Federkissen nicht billig sind?«, fragte er mich mahnend. Ich nickte nur unbestimmt, ohne zu wissen, worauf Vater hinauswollte. »Ich verstehe ja«, fuhr er fort, »verstehe gut, daß du gern Federkissen zerschneidest, aber – wie gesagt – sie sind ziemlich teuer.« Er machte eine Pause und runzelte die Stirn. »Wie viele Federkissen hast du bist jetzt zerschneiden können?«, fragte er dann.

»Einundzwanzig«, antwortete ich leise.

»Schön«, sagte Vater entschlossen, »noch vier will ich dir kaufen, die darfst du noch zerschneiden, dann sind es genau fünfundzwanzig, eine runde Zahl. Aber danach mußt du dir eine andere Liebhaberei ausdenken, verstanden?«

Ich nickte abermals, nickte zerknirscht und beobachtete dabei verstohlen Meister Beiß, dessen Augen mit einem Ausdruck dumpfer Verständnislosigkeit starr auf Vaters Scheitel blickten.

»Es ist nur so schön«, sagte ich schwärmerisch, »so unbeschreiblich schön, wenn die weißen, leichten Federn aus

dem Inlett quellen und dann durchs Zimmer schweben.«

»Es ist manches schön«, sagte Vater mit Betonung.

»Schön ist sicher auch, ausgestopfte Vögel zu verbrennen!«, rief Susi plötzlich.

Vaters runder, mit weißem Umhang bedeckter Bauch begann zu beben; wir fürchteten schon, Vater würde loslachen, aber er beherrschte sich. Ganz nachlässig war seine Stimme, als er zu Beiß sagte: »Haben Sie das gehört, Beiß?«

»Ja«, sagte Beiß tonlos über Vaters Haar hinweg.

»Verwöhnt ist die Jugend von heute«, rief Vater, »in unserer Jugend – wie, Beiß? – da erlaubte uns keiner, Kissen zu zerschneiden oder Vögel zu verbrennen!«

»Weiß Gott nicht«, sagte Beiß mit einer Mischung von erfreuter Zustimmung und verhaltener Anklage in der Stimme.

Ich vermute, Meister Beiß war nicht dumm, aber er weigerte sich wohl, zu glauben, daß in einem Haus wie unserem, von einem Mann wie unserem Vater purer Unsinn geredet wurde. Bestimmt schwankten seine Empfindungen zwischen Erstaunen und Empörung, doch weder das eine noch das andere wagte er zu äußern.

Vater sagte gutmütig: »Na, ihr sollt euren Willen haben. Ich werde morgen drei ausgestopfte Vögel kaufen.«

»Hurra!«, schrie Gritta, als sehne sie sich seit langem nach brennbaren Vögeln.

»Kauf doch, bitte, eine Eule und ...«, Susi blickte uns grübelnd an.

»... und einen Habicht«, sagte ich.

»... und einen Adler«, sagte Gritta.

»Einen Bussard wollt ihr nicht?«, fragte Vater mit erhobener Stimme, als sei es unbegreiflich, den Bussard zu vergessen.

»Ich weiß nicht, ob ein Bussard so gut brennt wie eine Eule«, sagte Susi nachdenklich, die, obwohl die Jüngste, den flinksten Geist hatte.

»Na, wir werden sehen«, sagte Vater, und sein Bauch bebte wieder ein wenig.

Beiß kämmte verbissen Vaters Haar, dann drückte er sacht Vaters Kopf nach hinten und machte sich an den Schnurrbart, ein Zeichen für uns, zu schweigen. Wenn Vaters Schnurrbart geschnitten wurde, mußte Schweigen herrschen.

»Nicht zu kurz und nicht zu lang«, sagte Vater.

»Ganz recht«, antwortete Beiß.

»Und buschig lassen, aber nicht zu buschig«, sagte Vater.

»Mittelbuschig«, versicherte Beiß.

Während er am Schnurrbart herumschnippelte, betrachteten wir die Schweißtropfen, die sich auf seiner Stirn bildeten. Selbst ich bekam feuchte Handflächen. Überhaupt ergriff uns alle eine Spannung, als sei ein Trapezkünstler im Begriff, den dreifachen Salto ohne Netz zu wagen. Es fehlte wirklich nur der bedrohliche Trommelwirbel, der derartige Höchstleistungen zu untermalen pflegt.

Vater, bestrebt, das Recht auch ganz gewiß auf seiner Seite zu haben, falls ein Malheur passierte, saß unbeweglich, wie aus Lehm; seinen Kneifer hatte er abgenommen und die Augen geschlossen, um Beiß nicht zu irritieren, es sah so aus, als lausche er jetzt auf jeden Scherenschlag, um drohend von seinem Sitz emporzufahren, wenn der Bart durch einen unbedachten Schnitt vershandelt werden sollte. Es waren zermürende Minuten, wie man mir glauben kann. Wir Kinder mußten unentwegt daran denken, daß Beiß der letzte Friseur in unserer großen Stadt war, der es noch wagte, Vater zu bedienen. Wir erinnerten uns immer an Vaters heiligen Schwur, sich nie – nie! – wieder einem Friseur anzuvertrauen, wenn dereinst auch Beiß versagen sollte. Und obgleich wir eigentlich neugierig waren, wie Vater seinen Schwur halten würde – würde er sich alle Haare eigenhändig abrasieren oder würde er die Haare wild wuchern lassen? –, atmeten wir doch immer erleichtert auf, wenn Beiß die Schere weglegte, um Vater den

Handspiegel vors Gesicht zu halten, und wenn Vater nach eingehender Prüfung des Bartes gemessen nickte und »Gut, der Mann!« sagte.

Auch uns schnitt Meister Beiß die Haare, uns Kindern. Er tat es mit liebevoller Behutsamkeit. Und dabei kam er, sobald Vater das Badezimmer verlassen hatte, oftmals auf eines unserer seltsamen Gespräche zurück. Er fragte mich dann leise: »Du zerschneidest wirklich Federkissen?«

Zwar fiel es mir angesichts dieser schüchternen Wahrheits-suche schwer, die verrückten Behauptungen aufrechtzuerhalten, aber die Sorge, Vater nachträglich bloßzustellen und den Hohn meiner aufhorchenden Schwestern zu erfahren, veranlaßte mich, nachdrücklich zu nicken.

Gritta und Susi dagegen hatten nicht die geringsten Hemmungen, die Komödie weiterzuspielen. Gewissermaßen unter Vaters starkem Protektorat scheuten sie sich nicht, neue Ungereimtheiten zu erfinden. Solange Vater die Richtung bestimmt hatte, war alles, wenn auch anzweifelbar, so doch glaubhaft, möglich gewesen. Gritta und Susi hingegen entwickelten einen Surrealismus, der selbst den nur vorsichtig zweifelnden Beiß zum Widerspruch reizte.

»Aber erlaube mal, es ist doch nicht möglich, einen Hirschkäfer zu dressieren«, wagte er höflich einzuwenden, nachdem Gritta erzählt hatte, sie würde jeden Morgen von einem Hirschkäfer geweckt; pünktlich um 7 Uhr kneife er ihr mit seinen Zangen sanft ins rechte Ohrläppchen.

Und Susi wurde von Meister Beiß gefragt: »Wie kommt es denn, daß der kleine Negerjunge, wenn er hier im Haus lebt, mir nie in den Weg läuft?«

»Er sitzt doch in einem Käfig!«, rief Susi triumphierend. Mutter, der wir stolz unsere Gespräche mit Beiß wiederholten, lächelte zwar, doch war dies Lächeln nicht ohne Bedenklichkeit. Einmal stellte sie sogar Vater, den Anstifter, zur Rede, hoffend, er würde solche Scherze unterbinden.

Aber Vater verteidigte uns und damit sich selbst. »Das sind doch keine Lügen, wie du es zu nennen beliebst!«, rief er. »Man muß zwischen einem Verströmen überschüssiger Phantasie und einer Lüge unterscheiden können. Während die Lüge niederen Zielen dient, also dem persönlichen Vorteil oder dem Nachteil anderer, ist ein Übermaß an Phantasie zweifellos der Dichtung verwandt. Ich möchte dich nur an Münchhausens Abenteuer erinnern, die ein Produkt geradezu köstlicher Erfindungsgabe sind. Und deine Sorge, der gute Beiß müsse es als kränkend empfinden, von uns genarrt zu werden, teile ich ganz und gar nicht. Er kann sich eher glücklich schätzen, unseren amüsanten Gesprächen lauschen zu dürfen. Überdies ist es mir schnuppe, was er davon hält!«

Als Mutter immer noch nicht überzeugt schien, fügte Vater seinem Plädoyer noch einige Sätze an. Emphatisch sagte er: »Ich jedenfalls freue mich, daß meine Kinder Phantasie beweisen! Alle pädagogischen Bedenken werden durch diese Tatsache beiseite gefegt. Nur Menschen mit Phantasie können etwas im Leben erreichen – nur solche!«

Man sah Vater an, daß er noch eine Menge zum Thema Phantasie zu sagen gewußt hätte, aber da Mutter weiterhin beharrlich schwieg, ihn nur still anblickte, verstummte er. Es hatte keinen Sinn, ihm zu widersprechen, doch – und das wußte Mutter – machte er sich manchen ihrer Gedanken ohne Aufhebens zu eigen.

So kam es dann ab und zu vor, daß Vater uns fragte: »Wie viele Friseure haben vergeblich versucht, meinen Schnurrbart korrekt zu schneiden?«

Und wenn wir »dreiundsiebzig« antworteten, so mochte das den Ohren des Meisters Beiß unglaublich klingen, aber es stimmte, stimmte genau.

Fünf- bis siebenmal im Jahr verspürte Vater das Bedürfnis, viele Menschen in sein Haus zu laden; zwanzig mußten es mindestens sein, damit er sich wohl fühlen konnte; Trubel mußte herrschen, Wein und Sekt mußten in Strömen fließen, gelacht mußte werden und getanzt, kurz: das Fest mußte rauschen.

Wenn es überhaupt eines Beweises bedurft hätte, so zeigte sich hier, daß Mutter die ideale Partnerin für Vater war, denn auch sie, in östlichen Landen aufgewachsen, liebte diese Demonstrationen echter Gastlichkeit, und ihr Geschick, Feste aufzuziehen, war unerreicht: ihre kalten Büffets vereinigten in schillernder Vielfalt westliche und östliche Delikatessen, von denen heute noch – nach 28 Jahren – die Gourmets, so sie noch leben, schwärmen, Delikatessen, die ihre Namen Vaters Erfindungsgabe verdanken: »Jalta-Happen«, »Gefüllte Monokels«, »Rasputins Traum«, »Wolga-Flirt« und »Sarmaten-Träne« warten darauf, ins Vokabular der Gastronomen aufgenommen zu werden.

Gritta, Susi und ich erfuhren jedoch durch diese Feste Belastungen, wie sie Kindern anderer Väter nie zuteil wurden. Vater begnügte sich nämlich nicht damit, seinen Gästen ausgesuchte Speisen und köstliche Getränke vorzusetzen, ihm kam es auch darauf an, ihnen darüber hinaus ein Amüsement ganz besonderer Art zu verschaffen. Deshalb rief er uns drei Tage vor dem Fest ins Wohnzimmer und erklärte: »Diesmal werden wir den ›Erlkönig‹ von Goethe unseren Gästen vorspielen«, was bedeutete: wir hatten diese Ballade umgehend zu lernen.

»Können wir denn nicht nochmal den ›Handschuh‹ von Schiller spielen?«, fragte Susi mißmutig.

»Oder den ›blinden König‹ von Uhland?«, rief Gritta.

»Nein«, entschied Vater. »Diesmal studieren wir den ›Erlkönig‹ ein. Ich schätze Wiederholungen nicht.«

Er reichte mir das dicke, abgegriffene Buch »Die deutsche Ballade«, und wir begaben uns ins Spielzimmer, warfen einen wehmütigen Blick auf Eisenbahn, Puppen und Bauklötze, ich legte seufzend das Buch auf den rotlackierten Spieltisch, und dann lasen wir uns, erst grämlich, doch nach und nach immer begeisterter, die acht Strophen des »Erlkönigs« vor.

Natürlich lernten wir schnell, unsere jungen elastischen Hirne eigneten sich Goethes simple Reime in zwei Stunden an, und schon nach dem Abendessen konnten wir Vater unseren Fleiß beweisen.

Am nächsten Tag begannen die Proben. Vater sprach den Vater, Gritta den Erzähler, Susi den Sohn und ich den Erlkönig. Rückblickend kann ich nur sagen: wenn Vater nicht Arzt geworden wäre, so hätte er bestimmt Karriere als Regisseur machen können. Seine Anweisungen waren knapp, aber einleuchtend, sein mimisches Talent stand dem eines Bassermann in nichts nach, und die Skala seiner Stimme erlaubte es ihm, die balladesken Töne genau zu treffen. Nachdem er uns den »Erlkönig« mehrmals so vorgetragen hatte, wie er seiner Ansicht nach vorgetragen werden mußte, waren wir schnell in der Lage, unsere Rollen mit jenem Leben anzufüllen, das die Kritiker gern »prall« nennen. Am Tag vor dem Fest wurde dann die Generalprobe in Kostümen abgehalten, und danach überließ uns Vater unserem Lampenfieber.

Am nächsten Abend strömten die Gäste in unser Haus: gewichtige Herren im Frack, herrlich duftende Damen in dekolletierten Kleidern; Schmuck funkelte in glänzendem Haar, auf weißer verwöhnter Haut, Kriegsorden blitzten über schwarzem Tuch, Sekt wurde gereicht, aus betauten Gläsern getrunken, Zigarren und Zigaretten entzündet, hier und dort Gelächter, beherrscht noch und erwartungsvoll, und alle riefen gedämpft »Ah!«, als das Grammophon die mitreißende Melodie »Valencia« zu spielen begann und damit das Fest eröffnete.

Vater ging von einer Gruppe zur anderen, er lächelte ununterbrochen, und seine Stimme klang ungemein sonor, wenn er den Damen Komplimente schenkte, um sich danach tief zu neigen und mit seinen Lippen auf weiße Handrücken zu tupfen. Auch Mutter küßte er manchmal die Hand, gleichsam als wolle er andeuten, daß all die anderen schönen Frauen sie nicht aus seinem Herzen zu verdrängen vermochten. Mutter lächelte dann immer ganz eigentümlich: liebevoll und spöttisch zugleich, aber auch selbstbewußt. Einmal hörte ich, wie Vater ihr zuflüsterte: »Du bist doch die Schönste!«, womit er, wie ich versichern kann, recht hatte.

Wir Kinder, angetan mit Matrosenanzug und hellblauen Taftkleidern, durften alle Gäste begrüßen, knicksend meine Schwestern und ich dienernd, wobei, wie Vater mir schon früh beigebracht hatte, die Hacken zusammenschlagen werden mußten. Das wird es denn auch gewesen sein, weshalb mich manche Damen und Herren einen »strammen Jungen« nannten.

Doch nach kurzer Zeit rannten wir freiwillig in unser Spielzimmer, um uns gegenseitig unsere Rollen abzuhören. Hatten wir bis dahin geglaubt, die Texte im Schlaf zu beherrschen, so mußten wir jetzt zu unserem Entsetzen feststellen, daß wir ganze Passagen vergessen hatten. Verzweifelt, der Panik nahe, rissen wir uns nacheinander das dicke Balladenbuch aus den Händen, jeder murmelte konfus seinen Text vor sich hin, meist nur den ersten Satz, denn alles andere war wie ausgelöscht.

»Du liebes Kind, komm geh mit mir«, sagte ich immer wieder.

»Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?«, fragte Gritta und starrte uns an, als sei sie dem Wahnsinn verfallen.

Und Susi rief weinerlich: »Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?«

Eine Stunde lang, in der sich die Gäste am kalten Büfett gütlich taten, quälten wir uns. Dann kam Vater, um uns

zu holen. Sein freudig erhitztes Gesicht gab uns etwas Mut, und wenn er sagte: »Alle Schauspieler haben vorher Lampenfieber, auch Pat und Patachon«, beruhigten wir uns noch mehr, denn das gleiche zu empfinden wie unsere geliebten Pat und Patachon, war uns ein wahrer Trost.

Blaß, aber gefaßt folgten wir Vater ins Wartezimmer. Dort, wo am Tage beklommene Patienten in alten Jagdzeitschriften blättern, stand jetzt mein großes, mit echtem Fohlenfell bezogenes Schaukelpferd, stellte eine Reihe Stühle das Weidengebüsch dar und lagen unsere Kostüme. Vater warf ein schwarzes Cape über seinen Frack und setzte seinen breitrempigen Bismarckhut auf, Susi zog alte Knabenhosen von mir an und wurde dann in eine Wolldecke gewickelt, Gritta, als Erzählerin, brauchte kein Kostüm, und ich streifte nur einen alten Kartoffelsack über und band mir eine grüngelbte Nikolausmaske vors Gesicht. Dann kauerte ich mich hinter das Weidengebüsch, Vater schwang sich vorsichtig aufs Schaukelpferd und legte Susi über den Pferdehals und seine Knie. Gritta rief die Gäste.

Die eine Seite des Wartezimmers war als Zuschauerraum eingerichtet, sie lag auch im Dunkel, denn die fahle Beleuchtung traf nur uns. Tuschelnd nahmen die Gäste Platz. Vater wartete, bis es ganz ruhig war, dann begann er sachte zu schaukeln. Zwar war mein Schaukelpferd sehr stabil, gleichwohl mußte man befürchten, daß es unter Susis und vor allem Vaters Gewicht zusammenbrach.

Gritta holte tief Atem und begann:

»Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?«

Sie stockte kurz und mich durchfuhr ein heißer Schreck. Doch da fuhr sie schon fort:

»Es ist der Vater mit seinem Kind;

Er hat den Knaben wohl in dem Arm,

Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.«

Susi preßte nun ihr Gesicht gegen Vaters breite Brust. Vater schaute besorgt nach unten und fragte:

»Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?«
Susi hob ein wenig den Kopf und antwortete mit angstbe-
bender Stimme:
»Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?«
Vater äugte auf mein Weidengebüsch und schaukelte et-
was heftiger.
»Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif«, sagte er beruhigend,
doch sein Gesicht zuckte nervös.
Jetzt war es an mir, mich langsam und wiegend hinter den
Stühlen zu erheben. Ein erschrecktes Raunen kam von
den Zuschauern. Mich immer hin- und herwiegend, be-
gann ich mit hohler, singender Stimme:
»Du liebes Kind, komm geh mit mir.
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.«
Susi ruckte krampfhaft in Vaters Armen, sie zeigte auf
mich und rief:
»Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?«
Vater zog den Hut tief in die Stirn, dann strich er Susi
liebevoll übers Gesicht und murmelte:
»Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.«
Ich streckte jetzt den Arm aus und winkte lockend mit
dem Finger:
»Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.«
Susi richtete sich plötzlich auf, starrte mit großen fiebrigen
Augen auf die Stuhllehnen, schlug dann entsetzt die
Händchen vors Gesicht und wimmerte:
»Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?«

Vater drückte Susi behutsam zurück, zog ihr die Decke bis ans Kinn und sagte beschwörend:

»Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:

Es scheinen die alten Weiden so grau.«

Immer eindringlicher mußte ich jetzt werden, auch etwas gefährlich hatte meine singende Stimme zu klingen, wenn ich sagte:

»Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;

Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.«

Bei diesen Worten hob ich ein nie rostendes Brotmesser und ergriff Susis Bein.

Susi holte erst schluchzend Atem, dann zitterte sie schrecklich, und schließlich kreischte sie:

»Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!«

Ich tat so, als stieße ich mit dem Messer zu, und Susi sank in sich zusammen, wobei sie verlöschend hauchte:

»Erlkönig hat mir ein Leids getan!«

Mit geschlossenen Augen, stöhnend, lag Susi, und Vater schaukelte immer wilder; er keuchte, schlug dem Pferd auf die Kruppe und schlenkerte auch die Zügel hin und her. Das Schaukelpferd knarrte in allen Fugen. Ich hoffte sehr, es würde diesem rasenden Ritt gewachsen sein.

»Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,

Er hält in den Armen das ächzende Kind,

Erreicht den Hof mit Müh und Not.«

Hier machte Gritta eine bedeutungsvolle Pause, in der alle hören konnten, daß Susis Ächzen verstummte. Mein Schaukelpferd knarrte, das einzige Geräusch im Wartezimmer. Dann sagte Gritta dumpf:

»In seinen Armen das Kind war tot.«

Vater zügelte das Pferd, hob Susi hoch, starrte ihr ins friedliche Gesicht und schluchzte weh auf.

Erst nachdem er abgestiegen war und Susi auf die Beine gestellt hatte, brach der Applaus los.

»Wie eindrucksvoll!«, rief dieser.

»Welche eminenten Begabungen!«, ein anderer.

»Mich schaudert's richtig!«, rief eine besonders hübsche Dame. Es hieß, sie habe früher mal Schauspielerin werden wollen, ihr Urteil war also nicht ohne Kompetenz. Sie kam auf mich zu, nahm meinen Kopf in die Hände, lachte mich überaus gewinnend an, und dann gab sie mir einen, wie ich heute weiß, recht gewagten Kuß auf den Mund. Vaters Gesicht war ziemlich rot, auch etwas feucht – und bemerkenswert glücklich. Er ließ sich auf die breiten Schultern klopfen, drückte gratulierende Hände, neigte den Kopf mal zu dieser, mal zu jener Seite, um auch jedes Lob aufnehmen zu können, und zwischendurch ruhten seine liebevollen, stolzen Blicke auf uns, seinen Kindern. »Das ist angewandter Literaturunterricht«, hörte ich ihn sagen. Und mehrere Gäste applaudierten dezent seinen Worten.

Ich weiß nicht, ob Vater absichtlich immer nur schauder-erregende Balladen wählte, weiß nicht, ob ihm bekannt war, daß die Seele nach düsteren Erlebnissen einen Ausgleich sucht, der sich meist in heiterem Überschwang ausdrückt. Jedenfalls wurden die Gäste nach unseren Darbietungen immer von einer Ausgelassenheit ergriffen, wie sie bei Festen nur in sehr seltenen Fällen aufflammt.

Schlaflos, mit heißen Wangen, lagen wir Kinder schließlich in unseren Betten und lauschten durch die angelehnte Tür auf das Treiben in den Festräumen. Immer wieder schossen Gelächterfontänen empor, Tango- und Charlestonrhythmen und das Schleifen vieler Füße drangen in unser Zimmer, dann und wann auch Vaters dröhnende Stimme:

»Famoser Witz!«, rief er wohl, oder: »Dieser Schluck den Damen!« oder, wenn eine neue Tanzweise aufklang: »Ran an die Gewehre!«, was soviel bedeuten sollte wie: Meine Herren, greifen Sie sich eine Dame und tanzen Sie! Und nach jedem dieser Ausrufe lächelten wir in die Dunkelheit hinein. Susi flüsterte regelmäßig: »Das war Papa ...!«

Spät, sehr spät schliefen wir ein; und wenn wir dann und wann kurz aufwachten, schien es uns so, als dauere das Fest ewig, denn immer noch schallten Jubel und Musik durch unser Haus.

Vaters Verlangen nach Veränderung, nach Abwechslung drückte sich vor allem darin aus, daß er alle zwei Jahre sein Haus mit einer anderen Farbe anstreichen ließ. Seinem Geschmack waren keine Grenzen gesetzt, und so war unser großes Haus mal grün, gelb, violett und in den Jahren 1929 bis 1931 rot. In dieser Zeit verdächtigte man Vater der Sympathie zum Kommunismus, ja, böse Zungen wagten zu behaupten, er habe diese Farbe in der Absicht gewählt, die vielen, bei harten Saalschlachten verwundeten Kommunisten in seine ärztliche Praxis zu locken. Nun stimmte es, daß Vater manches kommunistische Nasenbein richtete, manches zertrümmerte Trommelfell heilte, es stimmte auch, daß er freimütig äußerte, er kenne eine Reihe prachtvoller Kommunisten, aber die Idee des Kommunismus hatte in ihm, dem unheilbaren Monarchisten und dem intimen Freund smarter Industrieller, ganz gewiß einen scharfen Gegner. Und so konnte er es sich natürlich leisten, alle Verdächtigungen mit einem fröhlichen Grinsen abzutun.

Nachdem das Haus zwei Jahre lang rot gewesen war, fragte er uns eines Tages: »Was meint ihr, soll ich es nun braun streichen lassen?«

»Braun«, sagte Mutter vorwurfsvoll, »Braun, welch eine gräßliche Farbe!«

»Du hast recht«, gab Vater zu, »außerdem würde man dann munkeln, ich lege wert auf die Behandlung verwundeter Nazis.«

»Was ist das – Nazi?«, fragte Susi.

»Ein Nazi«, antwortete Vater nachdenklich, »ein Nazi, das ist ein Mann, der so wenig Geschmack hat, daß er sich hellbraun uniformiert und einen Österreicher verehrt, der wie ein Kutscher aussieht.«

»Scheußlich«, sagte Gritta.

»Willst du es nicht ausnahmsweise mal weiß streichen lassen?«, schlug Mutter vor.
Vater dachte kurz nach, dann sagte er: »Ja, bis 1933 soll es weiß sein.«
Der neue Anstrich unseres Hauses verstimmte die Kommunisten. Ignaz Skodowski, der Kommunistenhauptling unserer Stadt, groß und stark, besuchte Vater und fragte: »Warum haben Sie Ihrem Haus nun so einen kapitalistischen Anstrich gegeben?«
»Das geht Sie nichts an, Skodowski«, sagte Vater und fügte hinzu: »Außerdem ist Weiß keine kapitalistische Farbe, sondern die Farbe der Unschuld.«
»Rot«, sagte Skodowski, »Rot war aber besser. Rot ist die Farbe unserer Revolution.«
»Ich pfeife auf eure verdammte Revolution«, sagte Vater ohne jede Erregung.
»Wie Sie meinen«, sagte Skodowski, jetzt drohend. »Dann werden wir uns einen anderen Arzt suchen.«
Vater lachte: »Eure Revolution hat keine Aussichten, wenn solche Dummköpfe wie Sie sie machen wollen.«
»Diese Worte werden Sie bereuen«, rief Skodowski wütend. »Bei unserer nächsten Demonstration werden wir Sie nicht vergessen, Doktor!«
»Für Sie bin ich immer noch der *Herr* Doktor!«
»Herren wird es bei uns nicht mehr geben!«
»Dann müssen Sie mich nach Ihrer blödsinnigen Revolution umbringen!«
»Wir sind keine Mörder«, sagte Skodowski.
»Gut«, sagte Vater, »das freut mich zu hören. Aber in diesem Fall wird es auch nach Ihrer Revolution einen Herrn geben – nämlich mich!«
Skodowski und Genossen wechselten also den Arzt, und Vater wartete gelassen auf die angedrohte Demonstration. Drei Wochen später, es war ein sonniger Sonntag im Mai, und wir saßen friedlich am Frühstückstisch, hörten wir in

der Ferne rhythmische Sänge. »Das sind sie«, sagte Vater und faltete die Zeitung zusammen.

Etwa 400 Mann näherten sich in Sechserreihen unserem Haus, rote Fahnen wurden geschwungen, Schlägermützen waren tief in die Stirnen gezogen, »Völker, hört die Signale – auf zum letzten Gefecht!«, gellten die vielen Männerstimmen, und bald wurde es offenbar, daß, wenn auch nicht das letzte, so doch eins der vorletzten Gefechte mit unserem guten Vater ausgetragen werden sollte.

»Alle Jalousien herunterlassen!«, befahl Vater in näselndem Offizierston, und ich ahnte: so hatte seine Stimme vor Verdun beim Angriff französischer Regimenter geklungen.

Die ersten Steine prasselten bald gegen unser Haus, gegen die schützenden Jalousien.

»Soll ich die Polizei anrufen?«, fragte Mutter besorgt.

Vater schüttelte den Kopf. »Heute ist Sonntag«, sagte er, »und ich trage kein Verlangen nach zerschlagenen Nasenbeinen.«

»Komm aus deinem Haus – Kapitalist – heraus!«, brüllten die 400 Männer im Chor.

»Einen Augenblick«, murmelte Vater, um dann zu fragen:

»Wo ist mein Turnanzug?«

»Dein Turnanzug? Was soll denn das nun wieder heißen?«, rief Mutter.

»Ich werde ihn anziehen«, antwortete Vater.

Und er zog ihn an, blaugestreiftes ärmelloses Hemd und schwarze kurze Hose, zog ihn an, während wir ihn zitternd umstanden.

»So«, sagte er dann, machte drei heftige Kniebeugen, »so, jetzt werden die Brüder ihr blaues Wunder erleben!« Er klemmte seinen Kneifer fest und schritt dann wuchtig die Treppe hinunter.

»Wohin, Papa, wohin gehst du?«, jammerten wir Kinder.

»In den Kampf«, rief Vater wohlgenut. Wir hörten, wie er unten die Haustür öffnete.

Was jetzt geschah, könnte als psychologische Meisterleistung gedeutet werden, doch wäre Vater damit überschätzt; er dachte gar nicht daran, sich in die Psyche der tobenden Masse zu versetzen, er vertraute nur ganz einfach seiner sooft erprobten Courage. Er konnte sich nicht vorstellen, daß es irgendein Mensch mit ihm aufzunehmen wagte. Der Turnanzug diente ihm lediglich zu dem Zweck, bequem und für sein Vorhaben geeignet angezogen zu sein. Daß er damit eine üble Prügelei auf die vornehmere Ebene des Sports heben konnte und daß Sport nur selten gefährlich ist, das muß Vater nur dunkel geahnt haben.

Wir preßten unsere blassen Gesichter gegen die Ritzen der Jalousien, Erna betete übertrieben laut, Gritta und Susi weinten, und mir brach der Schweiß aus, als ich Vater allein in den Vorgarten treten sah. Die tobende Menge beruhigte sich, ganz still wurde es plötzlich, wir sahen die verdutzten Gesichter, sahen manche Hand, die die Schlägermütze in den Nacken schob, ratlos und verlegen, und dann hörten wir Vaters weittragende Stimme: »Ihr habt nach mir verlangt!«, rief er. »Hier bin ich also. Und ich stehe vor euch ohne Waffen, wie jedermann sehen kann. Ihr behauptet, ich sei ein Kapitalist. Gut. Darüber zu streiten habe ich nicht die geringste Lust. Ihr alle wißt, daß ich schwer arbeite, vor allem Sie, Skodowski, wissen es, denn zweimal habe ich Ihr verdammtes Nasenbein richten müssen. Ich bin sicher, unter euch ist noch mancher, dem ich auf ähnliche Art geholfen habe.«

Vaters Stimme füllte sich jetzt mit Pathos, als er rief: »Und das ist nun der Dank! Ihr bombardiert mein Haus mit Steinen! Wenn das noch die Nazis getan hätten! Aber ihr Kommunisten glaubt doch, das Heil und die bessere Zukunft lägen in eurer Idee! Wißt ihr, was ihr seid? Gesindel seid ihr! Und noch nie ist es Gesindel gelungen, eine Revolution zu machen!«

Wir sahen, wie sich die Mäuler öffneten, hörten entrüstete Rufe, sahen geballte Fäuste, doch keiner wagte, handgreiflich zu werden.

Schließlich trat Skodowski vor. »Jede Revolution wird mit Blut gemacht!«, brüllte er.

»Aber nicht mit meinem!«, brüllte Vater zurück; er ballte jetzt auch die Fäuste, hob die Arme und ließ seine Bizepse anschwellen; vier scharfe Haken schlug er in die Luft, und die vor ihm stehenden Männer wichen unwillkürlich vor dieser Machtdemonstration zurück. Mit runden Augen starrten sie Vater an. Wir lächelten uns stolz zu, Gritta rief sogar: »Gib's ihnen, Papa!«

»Da ihr jedoch offenbar euer trauriges Mütchen an mir kühlen wollt«, fuhr Vater fort, »will ich euch gern Gelegenheit dazu geben. Ich denke, auch ihr habt schon mal das Wort ›Ritterlichkeit‹ gehört, obgleich es bestimmt nicht in euren Manifesten erwähnt wird. Ich denke, ihr werdet euch schämen, mit 400 Mann, mit Steinen und Knüppeln über einen einzelnen Mann herzufallen. Ich denke das, und deshalb trage ich meinen Turnanzug. Ich stelle euch anheim, mit mir anzubändeln. Wählt drei der Stärksten aus eurer Mitte, schickt sie mir in meinen Vorgarten, und wir werden sehen, wer den Kampf gewinnt. Ich verlange, daß er mit Fäusten ausgetragen wird, verstanden?«

Fast eine Minute währte das Schweigen nach Vaters flammenden Worten. Alle Männer schienen plötzlich erstarrt zu sein.

»Na«, rief Vater Skodowski zu, »na, wird's bald? Steht doch nicht da, als wären euch sämtliche Trommelfelle weggeschwommen! Hier habt ihr nun mal die Gelegenheit, euch mit einem, wie ihr meint, Kapitalisten zu prügeln, und nun zaudert ihr!«

»Drei meiner Leute würden Sie zu Brei schlagen, Herr Doktor«, sagte Ignaz Skodowski und trat von einem Fuß auf den anderen.

Vater lachte höhnisch auf: »Gut, daß Sie *Herr* zu mir gesagt haben. Und was den Brei anbelangt, so bin ich da nicht so sicher wie Sie. Wissen Sie, Skodowski, ich bin ein bemerkenswert kräftiger Mann – schauen Sie sich meinen Zweieinhalbzentnerkörper nur genau an. Wo ich hinschlage, wächst kein Gras mehr!«

Wir konnten beobachten, wie sich einige Gestalten aus den hinteren Reihen lösten und gesenkten Kopfes davongingen. Sie taten mir beinahe leid. Aber warum ließen sie sich auch gegen Vater, gegen unseren unerschrockenen Vater, aufwiegeln.

»Also los«, drängte Vater, »ich habe nicht viel Zeit. Möchte meine kapitalistische Sonntagszigarre rauchen!«

Schwerfällig drehte sich Skodowski nun zu seinen Genossen um. »Wer meldet sich?«, rief er, aber es meldete sich keiner.

Ratlos blickte Skodowski Vater an. Der lächelte ihm triumphierend zu. »Will eben keiner mein Patient werden«, sagte er.

Sie musterten einander: Vater die Menge, die Menge Vater, dann sagte Skodowski matt: »An Courage fehlt es Ihnen nicht, Herr Doktor!«

»Das kann man wohl behaupten«, bestätigte Vater.

»So Männer wie Sie einer sind, die könnten wir noch gebrauchen!«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort«, sagte Vater.

Immer mehr Männer verließen die Versammlung; schließlich standen nur noch Skodowski und ungefähr fünfzig Getreue vor unserem Haus auf der Straße.

»Na, denn – Weidmannsheil!« Vater drehte sich gemächlich um, ging betont langsam auf die Haustür zu, warf sie wuchtig hinter sich ins Schloß. Stumm gingen die Kommunisten auseinander, nur Ignaz Skodowski, groß und stark, blieb noch eine Weile vor unserem Haus stehen. Unentwegt schüttelte er den Kopf. Dann ging auch er – ein besiegtter Mann.

Vater kam wie ein Preisboxer die Treppe herauf. Er verschränkte die Hände über dem Kopf und schüttelte sie auf und ab. Jubelnd flogen wir Kinder ihm entgegen, lächelnd und sogar errötend folgte Mutter. Erna weinte vor Bewunderung.

»Es sind keine üblen Kerle«, damit meinte Vater die Kommunisten, ja, ich möchte wetten, daß er sie in dem Augenblick geradezu sympathisch fand, hatten sie ihm doch diesen großartigen, diesen unvergleichlichen und unvergeßlichen Auftritt im Turnanzug ermöglicht. Die Zeitungen brachten lange Berichte über Vater, und die Nazis, geschmacklos und töricht, boten ihm die Ehrenmitgliedschaft an, obwohl sie wußten, daß er Freimaurer war. Vater ließ dann auch verlauten, er habe sein Haus wohl einmal rot anstreichen lassen, jedoch die Farbe Braun würde er nie wählen.

Wie erwartet, verschmähten Skodowski und sein Anhang Vaters ärztlichen Beistand nicht mehr. Wie früher drängten sie sich nach Saalschlachten in Vaters Wartezimmer – bis zum Jahre 1933.

Ich weiß nicht, was sich Vater dabei gedacht hat, aber in jenem Jahr ließ er sein Haus schwarz anstreichen.

»Hoffentlich konsultieren mich jetzt nicht nur noch Priester«, war das einzige, was er dazu sagte.

Die Marotte, die Vater für Testamente hegte, hatte ihren Ursprung vielleicht darin, daß bei seinem Vater – unserem Großvater – nach dessen Tode keines gefunden werden konnte, was bei seiner Nachkommenschaft große Verwirrung und jahrelange Prozesse ausgelöst hatte. Dabei war Großvater keineswegs ein vermöglicher Mann gewesen, im Gegenteil: er hatte gerade so viel Geld hinterlassen, daß die Kosten einer standesgemäßen und würdigen Beerdigung davon bestritten werden konnten.

Die Prozesse drehten sich dann auch nur um lächerliche Hinterlassenschaften: um eine goldene Taschenuhr, einige riesige Ölgemälde, ein Jagdgewehr, einen sehr alten, schönen Sekretär und sonstige Kinkerlitzchen. Die Rechtsanwälte, die von Vater und seinen drei Brüdern beschäftigt wurden, verdienten gut an den Zwistigkeiten. Doch obwohl diese Ausgaben weit höher waren, als alle strittigen Gegenstände je gekostet hatten, bedeuteten sie nicht viel, gemessen an dem so erreichten familiären Gesprächsstoff, der lange Zeit nicht abriß und den vier streitbaren Brüdern das Gefühl schenkte, dem Recht zum Siege zu verhelfen. Denn: »Recht« und »Unrecht«, solche heiklen Begriffe spielten in unserer Sippe stets eine unverhältnismäßig große Rolle. Vater charakterisierte einst diesen edlen Familienzug mit dem Satz: »Wir – wir Wiebes sind jeder ein Michael Kohlhaas in Westentaschenformat!« Und wenn sein Ausspruch auch angesichts der läppischen Familienstreitigkeiten nicht recht am Platze zu sein schien, so war – und ist noch heute – viel Wahres daran.

Uns Kinder versuchte Vater in diesem Sinne zu erziehen, und es gehörte wohl auch zu seinem Erziehungssystem, sein Testament bei jeder Gelegenheit zu erwähnen, in dem er sehr gerecht und präzise festlegte, was seine Frau und jedes seiner Kinder nach seinem Tode erhalten sollten.

Noch ehe wir lesen und schreiben konnten, rief er uns Kinder mindestens einmal im Monat zusammen und verlas mit tragischer Stimme, was er jedem von uns zgedacht hatte. Dabei betonte er, daß, falls sich jemand von uns unfolgsam oder gar bösartig gebärden sollte, sein Testament umgehend zugunsten der braven Kinder geändert werden würde.

Mutters skeptisches Gesicht bewies, daß sie solche Drohungen für fragwürdig hielt, und sie hatte recht, denn wir waren deshalb nicht braver als andere Kinder, denen keine Enterbung drohte. Noch zu jung, um materielle Werte schätzen zu können, mußte es uns ziemlich egal sein, ob wir dereinst 1000 oder 10.000 Mark erben würden.

Vater mochte wohl begreifen, was ein Unrecht war, doch unsere kindliche Gleichgültigkeit begriff er nicht. Und so geschah es oft, daß er zu einem von uns strafend sagte: »Gut – du willst es ja nicht anders! Also werde ich mein Testament ändern. Zu deinem Nachteil! Verstanden?« Er eilte zu dem durch Prozesse erlangten großväterlichen Sekretär, holte das Testament hervor und strich unter den gleichmütigen Augen des jugendlichen Missetäters mit spritzender Feder Sätze und Zahlen durch.

Wenn alle Kinder etwas ausgefressen hatten – und das kam häufig vor –, verkündete er: »Mutter bekommt sowieso ihren Anteil. Eure Teile jedoch vermache ich den Armen und Waisen unserer Stadt. Punktum!« Und wieder öffnete er den Sekretär.

War Vater hingegen gut gelaunt, an besonderen Feiertagen oder an seinem Geburtstag, holte er schmunzelnd und geheimnisvolltuend abermals sein Testament hervor, zerriß es feierlich vor den Augen seiner Familie und schrieb – zufrieden vor sich hinsummend – ein neues, in dem wir alle als gleichwertige Erben eingesetzt wurden. Keiner wurde benachteiligt – keiner!

So ging das hin und her, und bald gehörte es zu unseren schönsten, anregendsten Spielen, ein Testament aufzu-

setzen, in dem wir alle unsere Besitztümer, wie Puppen, Kreisel, Eisenbahn, Teddybären, Baukästen und Koller, in ungelinken Buchstaben aufzeichneten und uns gegenseitig vermachten. Genau wie Vater änderten wir häufig unsere Testamente, ja, es entstand ein festumrissenes Spiel, das »Testamentändern« hieß. Sogar unsere Mutter, die diese zweifellos unkindlichen Beschäftigungen mit gemischten Gefühlen beobachtete, sogar sie riet uns zum »Testamentändern«, wenn wir gar zu lästig und aufsässig wurden. So sagte sie wohl in Gegenwart verblüffter Besucher: »Wie wär's, wenn ihr nun mal für eine Weile in euer Zimmer ginget und die Testamente ändern würdet?« Und die Besucher – meist brave Bürger unserer Stadt – blickten sich verständnislos an und schüttelten diskret die Köpfe; tiefste Mißbilligung stand in ihren Gesichtern, denn ihnen bedeutete ein Testament ein heiliges, an den Tod mahnendes Dokument, mit dem man keine frivolen Scherze trieb. Aber noch schockierender mußte es auf sie wirken, wenn wir gesunden, munteren Kinder Mutters Vorschlag begeistert aufnahmen und uns zuriefen: »Susi, weißt du, wo mein Testament geblieben ist? Ich muß es sofort ändern, weil du eben so frech zu mir warst!« Worauf Susi zurückgab: »Nein, ich weiß es nicht. Aber eins kann ich dir sagen: Auch du wirst nach meinem Tod ein schrecklich langes Gesicht machen!«

Als wir in das Alter kamen, in dem sich der Blick für elterliche Schwächen schärft, begannen wir, über Vaters ständige Testamentsänderungen zu lächeln; und als er das eines Tages merkte, gebrauchte er statt des nun schon lange abgegriffenen Wortes »Testament« die pathetische Formulierung »Mein letzter Wille«.

»In meinem letzten Willen werde ich dich nicht berücksichtigen, mein Sohn!« grollte er, als ich mit meinem ersten »blauen Brief« nach Hause kam, der in knappen Wendungen informierte, meine schulischen Leistungen ließen die Versetzung äußerst fraglich erscheinen. Doch als es mir

gelaug, trotzdem in die nächste Klasse versetzt zu werden, schlug mir Vater freundlich auf die Schulter und änderte umgehend seinen »letzten Willen« zu meinen Gunsten. Etwa um diese Zeit brach jene unerquickliche Epoche an, die zwölf Jahre dauern sollte; unerquicklich vor allem für Vater, der gewohnt war, unverblümt seine Meinung – auch seine politische – zu äußern. Hatte er sich bis 1935 nach der vergangenen Monarchie gesehnt, so trauerte er jetzt der ermordeten Demokratie nach. Was wir nie für möglich gehalten hatten, geschah: Vater verachtete plötzlich Hindenburg, den Held von Tannenberg; er trat aus dem Kriegerverein e. V. aus; er protestierte gegen die Verhaftung Ignaz Skodowskis und weigerte sich in den ersten Jahren, einen Nazi zu verarzten (danach war das nicht mehr möglich, da bekanntlich fast alle Mitbürger die hellbraune Farbe wunderbar fanden und da Vater den Hippokratischen Eid nicht brechen wollte); wie schon erwähnt, hißte er einmal im Jahr die schwarz-weiße Preußenfahne, und auch bei anderen Gelegenheiten brachte ihn sein Michael-Kohlhaas-Charakter oftmals in ernste, ja, gefährliche Situationen. Nur seiner Courage, seinem Erfindungsgeist und dem beträchtlichen Ansehen, das er in unserer Stadt auch weiterhin genoß, war es zu danken, daß er trotzdem diesen Rückfall eines Volkes in die Barbarei überlebte.

Unser Haus war dem Bombenregen entgangen, wohl deshalb, so jedenfalls stellte es Vater dar, weil die scharfäugigen Bomberpiloten angenommen hatten, es sei ein Krematorium. Auch hier hatte Vater das Rechte getan, als er das Haus einst schwarz anstreichen ließ.

Bald war unsere Familie wieder vollzählig versammelt. Das Leben konnte weitergehen. Vater gab Auftrag, das Haus blau zu streichen, Preußischblau. Wie stets bevölkerten Patienten das Wartezimmer, und als das Geld wieder wertvoll wurde, nahm Vater seine alte Gewohnheit auf, Testamente zu verfassen.

Zwei Tage vor seinem Tod setzte er mit knirschender Füllfeder ein neues auf. Der Anlaß war ein unerhebliches Zerwürfnis zwischen ihm und uns Kindern. Vater wollte ins Theater, wollte sein Lieblingsstück »Wilhelm Tell« sehen, wollte sich wieder an den markigen Aussprüchen wie »Der Starke ist am mächtigsten allein!« oder »Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!« oder »Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!« und vor allem, da doch so aktuell, »Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!« ergötzen. Er forderte uns auf, ihn zu begleiten, doch weigerten wir uns. Zu oft hatte er uns, als wir noch klein waren, gezwungen, »Wilhelm Tell« zu sehen. Da Mutter sich nicht wohl fühlte und Vater niemals eine kulturelle Veranstaltung allein zu besuchen pflegte, mußte er zorn erfüllt zu Hause bleiben, Grund genug, wieder einmal seinen letzten Willen umzustürzen, nämlich dahingehend, daß sein Barvermögen den Waisen und Armen zufallen solle.

Als er 48 Stunden später unvermutet starb – am Herzschlag –, war er wohl längst wieder mit uns allen versöhnt, doch hatte er nicht die Zeit gefunden, sein Testament zu korrigieren – seinem wahren letzten Willen entsprechend. Zum erstenmal öffneten *wir* seinen Sekretär, holten den uns so vertrauten Schreibblock hervor, auf dessen erster Seite in cholerischen deutlichen Buchstaben stand: »Mein letzter Wille!« und dann: »Ich vermache mein gesamtes Barvermögen den Waisen und Armen unserer Stadt. Mein Haus mit allem, was darin ist und was dazugehört, erhält meine gute Frau!« Datum, Ort und Unterschrift schlossen das kurze Testament ab.

Da stand es nun, und Mutter nickte schwer mit dem Kopf, als wolle sie sagen: »So *mußte* es ja einmal kommen!« Doch wir Kinder lächelten nur, denn was Recht war, mußte Recht bleiben! Und hatte Vater nicht recht gehabt? Warum war auch keiner von uns mit ihm ins Theater gegangen! Unter dem Eindruck dieser gerechten Erkenntnis beschloßen wir – leider etwas voreilig –, umgehend dem

Waisen- und Armenhaus die Erbschaft anzukündigen, voreilig deshalb, weil, wie sich nach einigen Tagen zu unserer Verblüffung herausstellte, Vater nicht mehr Geld hinterließ, als notwendig war, ihn standesgemäß und würdig zu beerdigen.

Der Schachtisch

Nachdem mein Vater gestorben war, wurde mir von seinem Testamentsvollstrecker mitgeteilt, daß ich neben einigen anderen wertlosen Dingen den Schachtisch geerbt habe ... Mein Vater ist nun schon viele Jahre tot, doch werde ich nie aufhören, ihm für dieses Erbstück dankbar zu sein, erinnert es mich doch ständig an bestimmte Lebensregeln, deren Gültigkeit ich nie bezweifeln werde.

Der Schachtisch spielte im Leben unserer Familie, die aus meinen Eltern und sieben Brüdern bestand, eine gewisse Rolle, denn er barg jahrzehntelang das ganze Vermögen meines Vaters, ein sehr fluktuierendes Vermögen, wie man mir glauben mag, was dem Beruf meines Vaters zuzuschreiben war: er war Maler – Kunstmaler; kein guter, wie ich heute zu wissen glaube, denn seine Schiffe, die er vorzugsweise auf unzählige Quadratmeter Leinwand pinselte, sahen genau wie Schiffe aus und ließen daher keinerlei andere metaphysische Deutungen zu, ein Umstand, der jeden modernen Kunstkenner an den schöpferischen Qualitäten meines Vaters zweifeln lassen muß ... Nun, zu seinen Lebzeiten galt er etwas, wenigstens bei vielen reichen Leuten, denen »sturmgepeitschte Koggen« als Motiv außerordentlich gefielen und die ihre breiten, hohen Zimmerwände gern mit solch repräsentablen »Seestücken« (Größe 2 mal 3 Meter!) aus Vaters Werkstatt schmückten. Ich erinnere mich noch gut an jene von hektischer Arbeit erfüllten Tage, in denen Vater innerhalb einer Woche drei solcher Riesenschinken malte. Das brachte viel Geld und Vater eines Tages auf den Gedanken, den Schachtisch nach seinen Angaben von einem zuverlässigen, diskreten Schreiner anfertigen zu lassen. Es wurde ein solides Tischchen: vier kräftige Beine, auf denen die Tischplatte liegt, in die ein Schachbrett eingelassen ist. Mit Hilfe eines Hakens kann man das Brett herausheben, so daß eine an die Unterseite der Tischplatte befestigte Stahlkassette sichtbar

wird, groß genug, um drei Zigarrenkistchen zu bergen. Die untere Seite des Schachbretts besteht aus einer Stahlplatte, die die Kasette dicht abschließt. – Als meine Mutter den kleinen Tisch zum ersten Mal sah, schlug sie nicht, wie es vielleicht andere Frauen getan hätten, die Hände mißbilligend über dem Kopf zusammen, sie machte Vater auch nicht darauf aufmerksam, daß außer mir, dem Zehnjährigen, kein Mitglied der Familie Schachspielen könne und im übrigen auch kein Interesse an diesem besinnlichen Spiel bestünde, nein, Mutter stand im Kreise ihrer sieben jungen Söhne – der älteste war zwölf! – vor dem Schachtisch und wartete ab. Sie vertraute Vaters Ideen, die oftmals unsinnig erschienen, sich jedoch später als sehr brauchbar erwiesen. Vater zögerte dann auch nicht, den eigentlichen Zweck des Schachtisches zu erklären. Er hob mit dem Haken das Schachbrett heraus, wies in die stählerne Kasette und sagte zu uns:

»Seht her! Da soll nun immer Papas Geld rein. Alles, was ich je verdienen werde, wird hier reingeworfen!«

Wir nickten verständnisvoll mit den Köpfen. »Was Vater tut, ist stets das Rechte!«, dieser Satz war uns Selbstverständlichkeit.

Vater führte für dieses seltsame Golddepot drei Gründe an, die mir heute noch gültig erscheinen: erstens habe er kein Vertrauen zu staatlichen Geldinstituten, die ja doch nur Wucher mit seinem Geld trieben und Gott weiß was für windige politische Unternehmen finanzierten, zweitens könne ihn von nun an kein Gläubiger und Gerichtsvollzieher mehr schrecken, denn es sei ausgeschlossen, daß einer angesichts seiner leeren Brieftasche Geld unter dem Schachbrett vermute, und drittens verhüte die Stahlkasette bei einem eventuellen Brand die Vernichtung seines Vermögens. – Man wird zugeben müssen, daß Vaters Überlegungen nicht dumm waren, und da wir alle von ihm zu logischem Denken erzogen waren, klopfen wir

ihm ohne weitere Erörterungen auf die breiten Schultern, was in unserer Familie als höchste Anerkennung galt ...

Wie schon angedeutet, waren Vaters Vermögensverhältnisse labil. Manchmal verkaufte er wochenlang kein einziges Bild, und in diesen Zeiten passierte es auch, daß dann und wann Gläubiger, ja sogar der Gerichtsvollzieher auftauchten. Natürlich waren immer einige Gelder in der Kasse, die Zehrpennige gewissermaßen, und wenn der Gerichtsvollzieher Boll, übrigens ein ebenso wilder Geldentreiber wie leidenschaftlicher Schachspieler, ins Zimmer trat, blickten wir Kinder ihm nicht ängstlich, sondern gutmütig lächelnd entgegen, alle genau wissend, daß sein Auftrag niemals zum Erfolg führen würde. Das Mobiliar hatte Vater in den Grenzen der Unpfändbarkeit gehalten. Lediglich der Schachtisch konnte als Luxus bezeichnet werden, doch wenn Herr Boll auch lange seine Blicke darauf verweilen ließ, so niemals mit dem Gedanken ihn zu pfänden – für ihn war das Schachspiel kein Luxus! – vielmehr hoffte er, hier ein Spielchen austragen zu können. Vater holte dann auch lächelnd die Schachfiguren, nickte mir zu, und ich, der ich zufällig die Regeln des Königlichen Spiels beherrschte (eine alte Tante hatte sie mir in einem verregneten Ferienaufenthalt mühsam beigebracht), bat Herrn Boll mit einladender Geste, eine Partie gegen mich zu riskieren. Und so kam es, daß wir meist eine halbe Stunde über dem Brett brüteten, unter dem das Geld lag, auf das mein überlegener Partner es abgesehen hatte. Selbstverständlich gewann er zu seiner (und auch meiner!) unverhohlenen Freude jedes Spiel ...

Schön war es, wenn Vater eine erfolgreiche Woche hinter sich gebracht hatte. Nach Begleichung aller Schulden kam er dann pfeifend nach Hause, öffnete die Kasse und schmiß achtlos, das Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse verziehend, dicke Bündel Banknoten hinein, was uns Söhne veranlaßte, ihm schweigend auf die Schultern zu klopfen. Hier muß ich erwähnen, daß Vater uns allen

– auch Mutter – verboten hatte, jemals über finanzielle Dinge zu sprechen. Wir hielten uns ohne Mühe an dieses Verbot, doch Vaters Freunde, wenn sie erfuhren, daß er Geld verdient hatte, kamen herbei, jammerten und klagten, rückten nach einer Stunde mit der Bitte um ein paar Mark heraus, und Vater warf ihnen lächelnd den Haken zu, damit sie sich selbst das Notwendigste aus der Kasette entnehmen konnten ...

Da es keine Vorrichtung gab, die Kasette abzuschließen, waren wir Kinder sehr wohl in der Lage, die Vermögensverhältnisse Vaters zu jeder Zeit zu überprüfen. Das war keineswegs verboten, im Gegenteil: oft erging an uns der Befehl: »Schaut unter dem Schachbrett nach und zählt mein lausiges Vermögen. Ich brauche dringend einen neuen Pinsel und drei Tuben Farbe!« Darauf fanden sich meist zwei Geschwister, die mit nüchterner Miene das Schachbrett heraushoben und sich an die Kontrolle des Geldes machten. Es erübrigt sich fast zu versichern, daß wir Kinder kein Taschengeld erhielten, sondern durchaus befugt waren, uns Geld für Eis, Lakritzen, fürs Kino oder fürs Schwimmbad ohne viel Fragerei aus der Kasette zu holen. Es kam sogar vor, daß wir uns den Besuch eines Wildwestfilms versagten, wenn wir erkannten, daß Vaters Vermögen nicht sehr stabil war. – So gelangten wir früh zu einem sehr gesunden Verhältnis zum Mammon: wir verehrten ihn nicht, wir duldeten ihn als notwendiges Übel ...

Als wir älter wurden, selbst Geld verdienten, war es eine Selbstverständlichkeit für uns, Teile unseres Verdienstes unter das Schachbrett zu schleudern – achtlos, so wie wir es von Vater gelernt hatten. »Respekt vor dem Geld« war uns fremd, und das war es, was den pädagogischen Zielen unserer Eltern entsprach, die nur in höhnisches Gelächter ausbrachen, wenn Bekannte den moralischen Ausspruch »Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!« zitierten. Vater, nachdem er sich ausgelacht hatte, sagte

dann mit seiner tiefen, überzeugenden Stimme: »Geld – Geld ist die fragwürdigste Erfindung der Menschen. Es ist das dreckigste Mittel zum Zweck, das ich kenne!« – Und wir, wir Kinder, klopfen ihm nacheinander schweigend auf die breiten Schultern ...

Ich weiß nicht genau, warum Vater gerade mir den Schachtisch vermachte. Ich bin weder der Älteste, noch schien es mir, daß ich sein Lieblingssohn war (meine Schachkenntnisse sind auf keinen Fall der Grund!). Es kann sein, daß es eine kollegiale Geste sein sollte, denn auch ich wurde Maler, während meine Brüder zu seinem Leidwesen bürgerliche Berufe ergriffen. Ich wurde ein moderner Maler, was besagen soll, daß ich keine »sturmgepeitschten Koggen« male, sondern bunte Kugeln, die auf spitzwinkligen Dreiecken balancieren, kubische Mädchenkörper, deren rhombusartige Hände schwarze Schalen tragen, aus denen grellgrünes Blut fließt, und was es sonst noch an modernen Motiven gibt. In Fachkreisen wird meine Kunstrichtung »Phriloneterisch« genannt, eine Bezeichnung, die ebenso unverständlich ist wie meine Werke es sind. Darin liegt vielleicht auch der Grund, daß die reichen Leute nicht zu meinen Kunden gehören und daß meine feuer- und gerichtsvollziehersichere Kassette unter dem Schachtisch meistens leer ist. Doch das kann mich nicht erschüttern, denn Vaters Schachtisch mahnt mich stets an die Fragwürdigkeit des Geldes, eine Mahnung, die mir meine wirtschaftliche Misere außerordentlich erleichtert ...

Vielleicht würde es so kommen

»Sie geben also zu, die Aufforderung bekommen zu haben?« »Natürlich«, würde ich sagen, »ich habe sie bekommen.« »Und warum sind Sie gestern nicht zur Musterung erschienen?«, würde der lederbemannte Beamte mit einiger Schärfe fragen. »Weil ich kein Interesse an der Musterung meiner Person habe«, würde ich gleichmütig entgegen, was den Beamten sehr aufbringen würde.

»Aber wir – wir haben Interesse daran! Und wir sind der Staat!« »So, sind Sie das schon wieder?«, würde ich fragen. »Sie werden es bald merken. Wir haben andere, wirksamere Handhaben gegen Sie!« Und nach dieser vielsagenden Drohung würde der Beamte seinen Hut aufsetzen und ohne Gruß davongehen. Zwei oder drei Tage später würde dann vielleicht ein Brief kommen – ein eingeschriebener Brief mit einem stilisierten Adler drauf –, in dem man mir mitteilen würde, daß ich mich am selben Tage zwischen 17 und 19 Uhr im Wehrbezirkskommando zwecks stabsärztlicher Untersuchung einzufinden habe, andernfalls verginge ich mich gegen den Paragraphen 154 des Wehrgesetzes!

Ich würde mit heftig klopfendem Herzen beschließen, auch dieser Aufforderung nicht nachzukommen, und somit gegen das Wehrgesetz verstoßen.

Bald – sagen wir: am nächsten Morgen – würde wieder ein Mann an meiner Wohnungstür schellen, meine Frau würde wahrscheinlich blaß werden, doch ich würde mich zusammenehmen und öffnen. Der Mann könnte diesmal ein Bundeskriminalbeamter sein, der seine Kennmarke hervorziehen und sagen würde: »Bitte, kommen Sie mit, Herr Wiebel!«

Ich würde kurz überlegen, krampfhaft lächeln, meine Frau flüchtig küssen und dann mitgehen. Der Bundeskriminalbeamte – wahrscheinlich ein netter, umgänglicher Mensch – würde mich dann ins Wehrbezirkskommando zum

Stabsarzt führen. Der Stabsarzt, in eleganter Uniform – mit dem Kriegsverdienstkreuz aus dem letzten Weltkrieg vielleicht –, würde mich mit leiser, aber energischer Stimme auffordern, mich zu entkleiden. Das würde ich dann auch tun.

»Irgendwelche körperliche Beschwerden?«, würde der Stabsarzt fragen.

»Nein«, würde ich antworten.

»Ist das eine Verwundung?«, würde er weiter fragen und auf meine große Narbe in der Hüfte zeigen.

»Ja, Explosivgeschoß«, würde ich sagen.

»Und das?« Er würde auf eine tiefe, kreisrunde Narbe zeigen, die ich auf der Brust habe.

»Lungensteckschuß«, würde ich sagen.

»Und keine Beschwerden?«, würde er erstaunt fragen.

»Nein, gar keine.«

Er würde mich zehn Kniebeugen machen lassen, danach mein Herz abhören und meine Lunge und anerkennend mit dem Kopf nicken.

»Sie sind wirklich gesund«, würde er sagen. »Wv. – wehrdienstverwendungsfähig. Warum sind Sie eigentlich den beiden Aufforderungen nicht gefolgt?«

»Weil ich Kriegsdienstverweigerer bin«, würde ich sagen und vielleicht gerade meine Strümpfe wieder anziehen.

Der Stabsarzt würde etwas verblüfft sein, dann aber leise lächeln und fragen: »Aus religiösen Gründen?«

»Nein, aus rein menschlichen Gründen«, würde ich entgegen und vielleicht gerade meine Hose zuknöpfen.

»Es gibt aber ein Gesetz, das Sie zu einer sechswöchigen Übung zwingen kann«, würde der Stabsarzt bedeutungsvoll sagen.

»Ich weiß«, würde ich sagen und vielleicht gerade meine Krawatte knoten.

»Der ehemalige Artikel 4 des Grundgesetzes ist abgeändert und sieht nun einen Ersatzdienst vor«, würde der Stabsarzt hinzufügen und mir ins Gesicht blicken.

Ich würde nichts dazu sagen und vielleicht gerade meinen Rock anziehen.

»Ihr Jahrgang 23 bekommt in einer Woche den Befehl, sich in den zuständigen Kasernen zu melden«, würde er noch sagen und sich von mir abwenden. Ich würde schweigend den Raum verlassen.

Zu Hause würde ich alles meiner Frau erzählen, und wir würden beschließen, in die Schweiz zu fahren – am nächsten Morgen schon. An der Grenze würde man meinen Paß prüfen und sagen: »Wieso wollen Sie gerade jetzt in die Schweiz? Ihr Jahrgang hat doch nächste Woche Reserveübung!«

»Bis dahin bin ich wieder zurück«, würde ich dem Zollbeamten vorlügen.

»Und was wollen Sie da mit dem vielen Gepäck?«, würde er mich fragen.

»Meine Frau bleibt länger dort.«

»Wozu braucht Ihre Frau vier Herrenanzüge?«, würde der Zollbeamte scharfsinnig und mißtrauisch fragen, und ein anderer Beamter würde in das Zollhaus gehen. Nach einer Weile würde er zurückkommen, und die beiden würden miteinander flüstern. Ich würde vielleicht Worte wie »schon der dritte heute« verstehen. Und dann würde sicherlich ein schneller Jeep angerast kommen, aus dem vier Grenzpolizisten springen könnten. Die würden meinen Paß nochmals prüfen und sagen: »Sie kommen mit! Ihre Frau kann die Grenze passieren!« Aber meine Frau würde das nicht wollen. Man würde mich unter Bewachung nach Hause bringen, und dort läge schon der Einberufungsbeehl zu einer sechswöchigen militärischen Übung. Ich würde ihn sofort zerreißen und verbrennen, und meine Frau würde ganz verzweifelt sein.

Wenn ich dann an dem befohlenen Tag nicht in der Kaserne – der Rommelkaserne vielleicht – erscheinen würde, könnte man so gegen mich vorgehen: Ein Leutnant und ein Feldwebel – bestimmt in Stahlhelmen – würden am

nächsten Tag zu mir kommen, und in dem Feldweibel würde ich vielleicht einen alten Kumpel aus dem Rußlandfeldzug 41/44 wiedererkennen. Auch er würde mich sofort erkennen und rufen: »Mensch, Phil, du bist das!? Was machst du denn für'n Quatsch? Komm mit und reiß deine sechs Wochen ab. Sechs Wochen nur!«

»Max«, würde ich sagen und ihm eine Zigarette geben, »Max, denk an Rußland – an Kertsch, Stalino und Tscherkassy!«

»Ja, das war 'ne tolle Scheiße«, würde Max sagen und dabei lächeln wie in Erinnerung an ein wunderbares Erlebnis.

»Eben – das war 'ne tolle Scheiße, und ich habe genug davon!«, würde ich sagen.

»Wahrscheinlich sind Sie ein Feigling«, würde sich nun der Leutnant – sicherlich ein ganz junger Bursche – einmischen, doch da würde Max ehrerbietig widersprechen:

»Nein, Herr Leutnant«, würde er sagen, »nein, ein Feigling war er nie. Er war kein Kommißkopp, aber auch kein Feigling. Er wurde dreimal verwundet, hatte das EK und die Nahkampfspange – ich kenne ihn gut –, waren in jedem Schlamassel zusammen!«

»Soso«, würde der Leutnant sagen und mich scharf fixieren: »Aber ein Drückeberger, das ist er doch jetzt, wie?«

»Auch das nicht«, würde ich sagen, »ich bin Wehr- und Kriegsdienstverweigerer – das ist es.«

»Ich habe den Befehl, Sie – wenn's sein muß – mit Gewalt in die Kaserne zu transportieren!«, würde der Leutnant daraufhin sagen. »So ...«, würde ich gedehnt sagen, »dann brauchen Sie mal Gewalt! Max, los, mach's mit Gewalt! Freiwillig gehe ich nämlich nicht!«

Max würde mich verwirrt anblicken und murmeln: »Mensch, Phil, mach' keinen Ärger. Komm doch mit. So schlimm wie beim alten Barras ist es heute nicht mehr. Geht heute ganz demokratisch zu – nicht wie bei Preußens mit Schleifen und so ...«

»Und wenn es milde wie bei einem Treffen der ›Moralischen Aufrüstung‹ zugehe, Max, ich ginge nicht auf Befehl und schon gar nicht freiwillig!« Und ich würde meine Frau im Hintergrund unterdrückt weinen hören.

»Genug!«, würde der Leutnant mit forscher Stimme rufen. »Sie kommen jetzt mit! Ich habe eine Pistole!« Und er würde auf seine hellbraune, glänzende Pistolentasche klopfen.

Hier würde sich vielleicht Max wieder einmischen und warnen: »Herr Leutnant, so schaffen Sie es nicht. Ehe Sie die Pistole gezogen haben, hat er Sie erledigt. Denken Sie an die Nahkampfspange – die silberne hatte er!«

»Sie haben doch auch eine Pistole, Feldwebel!«, würde der Leutnant scharf zu Max sagen, doch der würde stammeln: »Ja – sicher – aber – die richte ich nicht auf einen alten Kumpel!«

»Das wäre dann Befehlsverweigerung«, würde der Leutnant feststellen und blaß werden.

»Nein, Leutnant«, würde ich mich melden, »das wäre alte Kameradschaft, echte Kameradschaft, die schon zwischen uns bestand, als Sie noch mit Murmeln spielten!«

Der Leutnant würde sich auf die Lippen beißen, und Max würde vielleicht nach einer Pause beschwörend flüstern: »Kannst doch zu den Sanitätern gehen oder auf die Schreibstube, Phil. Komm doch erst mal mit.«

»Nein, ich komme nicht mit!«, würde ich fest sagen. Der Leutnant würde sich plötzlich umdrehen und meine Wohnung verlassen, worauf Max mir leicht auf die Schulter klopfen und ebenfalls verschwinden würde.

Nach ungefähr zwei Stunden würden nun höchstwahrscheinlich ein strammer Hauptmann und sechs Soldaten auftauchen, die mich kurzerhand in die Mitte nehmen wollen, das jedoch nicht beim erstenmal schaffen, da ich mich energisch widersetzen würde. Es käme zu einem heftigen Handgemenge, das nur deshalb solange dauern würde, weil ich ein geübter Ringer und daher ziemlich

kräftig bin. Aber dann würde es die Übermacht doch schaffen, und man würde mich fesseln.

Der Hauptmann, der die Frauen vielleicht liebt, würde zu meiner entsetzten Frau sagen: »Sie haben Glück, gnädige Frau, daß wir in einer Demokratie leben! Früher wäre Ihr Mann bei solchem Widerstand sofort erschossen worden!« Und ehe man mich abführen würde, könnte ich vielleicht noch einmal meiner Frau zulächeln, um ihr Mut zu machen.

»Widerstand gegen die Staatsgewalt«, hieße vielleicht – nein, bestimmt! – die Anklage, die man vor einem Gericht gegen mich erheben würde. Die Zeitungen würden viel über mich schreiben wenn sie dürfen –, doch nur wenige würden meine Partei ergreifen. Der Staatsanwalt würde mich einen Kommunisten nennen, und mein Verteidiger würde dagegen protestieren. Er würde zu beweisen versuchen, daß man kein Kommunist zu sein braucht, wenn man den Wehrdienst verweigert. An diesem Punkt seines Plädoyers würde sich mein Verteidiger vielleicht hinreißen lassen und gegen meinen Willen meine Meriten im letzten Krieg herausstellen, doch würde ich ihn unterbrechen und beantragen, diese Argumente aus dem Protokoll zu streichen.

Und so würde man mich verurteilen: schlimmstenfalls zu einigen Jahren Gefängnis, Zuchthaus oder Festung, günstigstenfalls würde ich auf Grund meiner bisherigen Unbescholtenheit unter ein neues Gesetz fallen, in dem es heißen könnte, daß ein Mann, der sich gewaltsam gegen eine Einberufung zur Bundeswehr wehrt, von diesem Zeitpunkt an »wehrdienstunwürdig« ist, und daß man mich mit diesem Makel, der selbstverständlich in meinen Papieren vermerkt würde, nach Hause entläßt. Das wäre dann wahrlich eine wunderbare »Strafe« für mich!

Nun ja, ich weiß es natürlich nicht, aber so oder ähnlich würde vielleicht alles mal kommen ...

*

Als ich diese Erzählung im Jahre 1954 – also vor fünf Jahren – schrieb, begann die heftige Diskussion um die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. Zehn Jahre lang hatte es in Deutschland keine Soldaten gegeben, ein Novum in der deutschen Geschichte; eine erfreuliche Zeit für alle Antimilitaristen, selbstredend eine bittere für alle deutschen Berufsoffiziere. Ich wußte 1954, daß die Befürworter der Wehrpflicht die Oberhand behalten würden. Die Deutschen pflegen die Fehler der Vergangenheit stets zu wiederholen! Und sie kam, die allgemeine Wehrpflicht, die Proteste wurden immer lahm. – Noch zwingt man mich nicht zu einer militärischen Übung, doch sollte einst dieser Fall eintreten (ich verzichte nämlich gern auf den Ruhm, eine richtige Prophezeiung gewagt zu haben!), sollte der Fall eintreten, dann werde ich meine Erzählung erleben!

Auszüge aus »Vor unserer Tür«

Nach drei Tagen erreichten wir Krakau. Es lag Schnee. Erst nach zwei Tagen, so hieß es, sollte der Transport weiterfahren. Ich sprang aus dem Waggon, überquerte das Geäder blanker und rostiger Geleise, stand dann auf dem windigen Bahnsteig und sah die ersten Polen. Es waren meist Frauen, die auf merkwürdigen Bündeln und strohgeflochtenen Koffern saßen. Sie warteten. Gleichmütig musterten sie mich, während ich an ihnen vorbeiging. Ich wagte nicht, ihnen in die Gesichter zu sehen. Ich trug die Uniform der Soldaten, die dies Land überfallen hatten. Bisher ein unbequemer, derber Anzug, war die Uniform plötzlich bedeutungsvoll geworden; im eigenen Land gewöhnlich, vertraut, wurde sie im fremden Land zum Symbol des Unrechts, zur Kenntlichmachung des Feindes. Ich glaubte, den Haß auf die Uniform zu spüren, als ich zwischen Koffern, Bündeln und Körben zur Bahnhofshalle ging; ich galt nun als der Vertreter einer Macht, die das Land besetzt hielt, einer Macht, die kein Erbarmen kannte. Ehe ich in die Halle trat, blickte ich mich um, sah ein altes, faltiges Gesicht unter schwarzem Kopftuch, hob unwillkürlich entschuldigend die Arme, wartete auf ein begreifendes Kopfnicken, doch die alte Frau starrte mich unbewegt an.

Auch in der Bahnhofshalle lagerten Menschen. Die Soldaten unseres Marschbataillons schlenderten um die Menscheninseln herum und tauschten ihre Ansichten aus. »Ist eben polnische Wirtschaft«, hörte ich einen pickeligen Jüngling sagen, wobei er seine dürftige Gestalt reckte. Plötzlich stand ein kleiner Mann vor mir; er trug die Uniform eines polnischen Eisenbahners, und er legte seine schwere rote Hand gegen den Mützenschirm. »Kann ich von Ihnen, Herr Soldat, eine Zigarette kaufen? Nur eine Zigarette?«

Während der Fahrt nach Krakau hatte ich damit begonnen, Zigaretten zu rauchen. Ich zog eine angebrochene Packung aus der Tasche und gab sie dem Polen. Er machte ein hilfloses Gesicht und sagte: »Ich kann sie nicht alle kaufen. Ich habe nicht soviel Geld.«

»Ich schenke sie Ihnen, wenn Sie mir zeigen, wo ich mich hier waschen und rasieren kann.«

»Ja, kommen Sie. Gern zeige ich Ihnen, wo Sie sich waschen können, Herr Soldat. Bitte, folgen Sie mir, bitte!« Sein Gesicht leuchtete vor Dienstbereitschaft. Er führte mich in einen engen, überheizten Raum, der sein Dienstzimmer zu sein schien. Die Fenster waren mit grauem Packpapier zugeklebt, eine schwache Deckenlampe gab trübes Licht; neben einem Aktenschrank sah ich das zerstößene Waschbecken. Der Pole sagte: »Es gibt hier auch einen Waschraum für Soldaten, aber dort ist es kalt und schmutzig. Hier können Sie sich in Ruhe waschen. Wenn Sie nichts dagegen haben, leiste ich Ihnen Gesellschaft.« Ich holte mein Waschzeug aus der Tasche meiner Uniformjacke, zog mich dann aus. Der Pole drehte mir diskret den Rücken zu. Es war angenehm, sich wieder unter fließendem Wasser waschen zu können.

»Wissen Sie, wohin unser Transport fährt?«, fragte ich.

»Nein«, sagte der Pole. »Wenn Sie Glück haben, ist es die Front im Kaukasus.«

»Und wenn wir Pech haben?«

»Stalingrad.« Er wandte mir halb das Gesicht zu, als wolle er sehen, welchen Eindruck das Wort »Stalingrad« auf mich machte.

»Man kann auch im Kaukasus fallen«, sagte ich.

»Ja. Aber wenn man dort verwundet wird, kann man zurück. In Stalingrad nicht.«

»Vielleicht doch – mit dem Flugzeug«, sagte ich.

Der Pole betrachtete seine Zigarette und nickte vorsichtig.

»Wie denken Sie über den Krieg?«, fragte ich.

»Einmal wird er beendet sein«, antwortete er vage.

»Und wer wird ihn, Ihrer Ansicht nach, gewinnen?«
»Die Deutschen – natürlich!« In seiner Stimme lagen Verlogenheit und Angst, Beflissenheit und Hast.
»Würde Ihnen ein deutscher Sieg angenehm sein?«
Der Pole schwieg; ich sah, wie er den runden Kopf zwischen die Schultern zog, als erwarte er einen Hieb.
»Haben Sie Angst vor mir?«
Jetzt drehte er sich auf dem Stuhl zu mir herum, wir blickten uns in die Augen, dann schüttelte er langsam den Kopf. Leise sagte er: »Egal, wer siegt. Polen wird der wahre Verlierer des Krieges sein.«
»Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht freiwillig in Ihr Land gekommen bin, daß man mich dazu zwang?« »Ja«, sagte er, »ja, ich glaube es Ihnen, Herr Soldat.«
»Sie sind der erste Pole, mit dem ich spreche, und Sie sollen wissen, daß ich den Krieg hasse.«
Er hob die Hände, als wolle er sagen: Wer tut das nicht! Und er lächelte mir zu, etwas traurig, etwas spöttisch. Ich zog meine Uniform an, schnallte das Koppel um. Der Pole beugte sich ein wenig vor, starrte auf das Koppelschloß und sagte: »Gott mit uns ...« Er erhob sich, rieb sich entschuldigend die Hände, als er hinzufügte: »Auch die polnischen Soldaten glaubten, Gott sei mit ihnen.«
»Glaubten sie das wirklich?«, fragte ich und strich mit dem Finger über die Schrift auf meinem Koppelschloß.
Der Pole zuckte die Schultern und ging zu dem alten, hohen Dauerbrenner, öffnete die Klappe und blickte in die Glut. Nachdem er die Klappe wieder geschlossen hatte, las ich auf ihr meinen Namen, las »Kassner & Sohn«. Mehr als dreißig Jahre mußte der Ofen alt sein, und er stammte aus unserer Fabrik. Lange vor meiner Geburt hatte Großvater also diesen Ofen der österreichischen Bahnhofsverwaltung geliefert, Briefe waren gewechselt worden, und vielleicht hatte der alte Wilhelm Kassner stolz seinem Sohn Fritz erzählt, er habe einen Ofen nach Krakau

geliefert. Ich konnte die Überraschung, hier meinem Namen zu begegnen, nicht unterdrücken, ich sagte: »Sehen Sie, dieser Ofen wurde in der Fabrik meines Vaters hergestellt.«

Ungläubig blickte mich der Pole an. Ich zog mein Soldbuch aus der Brusttasche, schlug es auf und gab es ihm. Er verglich die Namen und nickte. »Ein merkwürdiger Zufall«, murmelte er. Und nachdenklich fuhr er fort: »Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, an dem der Ofen geliefert wurde. Damals war ich gerade ein Jahr bei der Bahn, ein junger Bursch noch. Es war 1909, und der Ofen war sehr schwer. Wir trugen ihn von Gleis vier bis hierhin. Dann kamen alle anderen Beamten und bewunderten ihn. Es war ein milder Herbsttag, und wir konnten kaum erwarten, ihn zu heizen. Ja, ich erinnere mich genau.« Er lächelte mich an, freundschaftlich und vertrauensvoll, so, als habe uns der Ofen einander näher gebracht. Ich wollte mich verabschieden, doch er hielt mich zurück; sein Gesicht war plötzlich sehr ernst. »Ihr Herr Vater ist doch bestimmt ein einflußreicher Mann, wie?«, fragte er.

»Ja.«

»Er kennt doch bestimmt viele Menschen?«

»Ja, natürlich.«

Der Pole zögerte. Dann schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben. Er setzte seine Dienstmütze wieder auf und sagte, fast flüsternd: »Ich will Ihnen etwas zeigen, von dem es heißt, daß nur wenige in Ihrem Land davon wissen. Sie könnten es gelegentlich Ihrem Herrn Vater erzählen – nicht schreiben, denn das wäre zu gefährlich!« Er stockte und zündete sich mit bebenden Händen eine neue Zigarette an; tief sog er den Rauch in die Lungen, und dann sagte er beschwörend: »Bitte, sprechen Sie aber mit keinem Ihrer Kameraden darüber, keiner darf wissen, daß ich Sie darauf aufmerksam gemacht habe, sonst würde man mich schwer bestrafen. Verstehen Sie?« Ich nickte.

Wir verließen das Zimmer, gingen durch die Bahnhofshalle auf den Bahnsteig, gingen bis zum Ende des Bahnsteigs, überquerten ein Gleis, standen dann, fremden Blicken entzogen, hinter einem Schuppen, und der Pole wies auf einen Transportzug, der auf abgelegenen Gleis stand. »Ein Judentransport«, sagte er mit rostiger Stimme. Ich sah jetzt mehrere Posten, die vor der Reihe der dunklen Güterwagen auf und ab patrouillierten, und ich hörte ein Geräusch, das wie ferner Donner anschwell und abebbte. »Sie frieren«, sagte der Pole neben mir, »sie trampeln, um sich zu erwärmen. Man wird sie alle umbringen – im Konzentrationslager Auschwitz. Ich weiß es genau, Herr Kassner.«

Ich spürte, wie sich meine Kopfhaut zusammenzog, wie meine Kiefer zu zittern begannen. »Ich gehe hin«, sagte ich.

»Besser nicht!«, flüsterte der Pole.

»Doch, ich gehe. Leben Sie wohl!«

Der Pole legte schweigend seine Hand an den Mützenschirm und ging dann mit gesenktem Kopf zurück über das Gleis.

Langsam überquerte ich die Schienen; Schnee und Schotter knirschten unter meinen Sohlen, ich preßte die Zähne gegeneinander und ballte die Hände in den Hosentaschen. Vor mir die dunkle Kette der Güterwagen. Ich wußte nicht, was ich vor diesen Wagen wollte, ich zweifelte nicht an der Behauptung des polnischen Beamten. Während ich mich dem Transportzug näherte, war ich oft versucht umzukehren, dem Grauen, das mich erwartete, auszuweichen. Aber ich dachte an Ruth, die bis jetzt solchem Schicksal entgangen war, ich stellte mir vor, daß in diesen Waggons junge schöne Mädchen frierend auf ihren sicheren Tod warteten, junge Mädchen – zärtlich wie Ruth; mich zog das Grauen an, dieses Zentrum des Grauens, die Vorstation des Todes, des Mordes. Es waren

sechzehn Waggons, auf deren Dächern Schnee lag, ein Personenwaggon, in dem das Bewachungspersonal hauste, fünfzehn Güterwagen, aus denen das dumpfe Trommeln zahlloser Füße drang. Ein Posten rief mich an: »Stehenbleiben! Hier hast du nichts zu suchen!« Er ließ den Lederriemen seiner Maschinenpistole von der Schulter gleiten, bedrohlich, unmißverständlich. Ich hielt an, war geneigt, dem Befehl zu gehorchen, doch da hörte ich einen klagenden Ruf, die Stimme einer Frau, langgezogen, hohl, verzweifelt.

»Ich wollte was fragen!«, rief ich dem Posten zu.

»Was willst du fragen?«

»Ihr gehört doch zur SS – oder?«

»Ja, wir sind SS.«

»Wie – wie kann man zu eurem Haufen kommen?«

Der Posten, ein junger, schmaler Mann, dessen Dialekt den Sachsen verriet, grinste stolz und winkte mich mit dem Kopf heran. Ich ging hin, stand jetzt drei Schritte von einem Waggon entfernt, bemühte mich, nur in das Gesicht des Postens zu blicken, zwang mich zu einem harmlosen, dümmlichen Lächeln.

»Ja«, sagte der Posten, »ja, zur SS möchte mancher. SS, das ist ein besonderer Haufen, ein Elitehaufen, verstehst du?«

»Ja. Und deshalb möchte ich auch zur SS«, sagte ich.

»Da muß man hart sein, sag' ich dir. Hart wie Kruppstahl!« »Natürlich.«

»Unsere Aufgaben sind hart. Hat schon mancher schlappgemacht, kannst du mir glauben.«

»Ein toller Haufen!«

Der Posten nickte geschmeichelt. Ich musterte jetzt schnell die Waggons: die Schiebetüren waren durch eiserne Hebelverschlüsse gesichert, die dunklen Planken schimmerten feucht, als schwitzten sie vor Angst, die Luke, dicht unter dem gewölbten Dach, wurde von einem Stacheldrahtgeflecht überspannt; weiße Schwaden quollen aus den Luken. – »Sind Juden drin, wie?«, fragte ich.

»Ja, achtzig in einem Waggon. Wie die Heringe!« Der Posten wandte sich um und betrachtete den Waggon, dann zeigte er auf die Schwellen und den Schotter unter dem Wagen und sagte angeekelt: »Schau dir das an! Diese Schweine. Sie scheißen und pissen. Seit drei Tagen haben sie nichts mehr zu fressen, aber scheißen und pissen können sie immer noch.« Ich sah die gelbbraunen Pfützen im Schnee.

»Die haben's gar nicht so schlecht«, sagte der Posten grinzend. »Sind Männer, Frauen, Mädchen und Kinder drin, alle durcheinander. Wenn sie wollen, können sie miteinander ficken. Allerdings nur im Stehen!« Er lachte heiser.

Haß und Entsetzen schüttelten mich, ich fühlte, wie das Blut aus meinem Gesicht wich, und mühsam unterdrückte ich das Verlangen, diesen sächsischen Posten niederzuschlagen, seinen gehorsamen Kadaver in den Kot und in den Urin seiner Opfer zu schleudern.

»Wirst wohl auch weich, was? Ja, wir von der SS sind hart, müssen es sein!« Er reckte sich auf und blickte mich hochmütig an.

Weg wollte ich, zurück zu meinem staubigen Strohlager, wieder untertauchen in der trägen Masse Gleichgültiger. Schon drehte ich mich taumelnd ab, da sah ich, wie sich lange graue Finger hinter der Luke bewegten, wie sie vorsichtig den rostigen Stacheldraht ergriffen und wie sich dann ein bärtiges Gesicht emporschob: große, ergebene Augen starrten mich an. Auch der Posten sah das Gesicht, er ließ seine Maschinenpistole auf den Unterarm gleiten und richtete den Lauf auf die Luke. Doch das Gesicht verschwand nicht, nur die hageren Finger bewegten sich leicht im Drahtgeflecht.

»Soll ich ihn abknallen?«, fragte der Posten. »Wenn ich will, kann ich ihn abknallen.«

»Nein«, sagte ich hastig, und es gelang mir, mein Mitleid zu tarnen, indem ich anerkennend lächelte und sagte:

»Laß den Juden noch leben. Ich möchte gern mal mit dem Kerl sprechen.«

»Ist verboten«, sagte der Posten.

»Ich habe aber noch nie mit so einem – mit so einem Kerl gesprochen. Mich interessiert, was der denkt.«

Der Posten betrachtete mich belustigt. »Was der denkt, kann ich dir sagen, Kamerad. Der denkt: wenn ich wieder freikommen sollte, werde ich noch mehr Christenkinder abschlachten! Das denkt der. Was, du beschissener Moses, das wäre ein Fressen für dich, was? Christenblut saufen, was?«

Die Augen bewegten sich nicht. Sie waren auf mich gerichtet. Wie sollte dieser Mann begreifen, daß ich auf seiner Seite war? Mein Kopf schmerzte, mein Verlangen, mich diesem Mann zu erkennen zu geben, gebar einen Gedanken nach dem anderen, doch alle mußte ich verwerfen, alle beschworen sie Gefahren herauf. Schließlich fragte ich zur Luke gewandt: »Wie geht es Ihnen?«

Der Posten zog überrascht die Brauen hoch, schien dann aber auch auf die Antwort zu warten. Doch der Gefangene schwieg, auch seine Finger waren jetzt bewegungslos.

Da lachte der Posten los. »Du bist gut!«, rief er. »Fragst ihn, als sei das ein zivilisierter Mensch. Paß mal auf: so muß man damit reden.« Wieder richtete er den Pistolengang auf das Gesicht, dann brüllte er: »Wie geht es dir, du Judenschwein?« »Gut«, sagte der Mann.

Triumphierend nickte mir der Posten zu.

»Bist ein toller Hecht«, sagte ich zu ihm und zog ihn ein paar Schritt zur Seite. »Ich wollte das Schwein doch nur aufs Glatteis führen«, flüsterte ich. »Wollte ihn provozieren. Geh doch mal für ein paar Minuten weg. Ich frage ihn dann, als meinte ich es gut mit ihm. Vielleicht erzählt er mir, was er wirklich denkt, und wenn du dann zurückkommst, melde ich dir alles, und du kannst ihn bestrafen.«

Überlegend faltete der Posten seine Stirn, nickte dann zögernd und sagte: »Gut. Ich hol' mir eine Stulle aus unserem Wagen. Habe sowieso Kohldampf.«

Endlich stand ich allein unter der Luke. Höchstens fünf Minuten hatte ich Zeit. Die dunklen Augen im grauen Gesicht beobachteten mich. »Ich bin Ihr Freund«, flüsterte ich und trat dicht an den Waggon heran.

»Dann geben Sie mir eine Handvoll Schnee«, sagte der Gefangene gleichgültig, ohne Hoffnung.

Ich schabte hastig Schnee zusammen, preßte ihn und reichte ihn hinauf. Die Finger griffen behutsam zu, zogen den Schneeball durch das Stacheldrahtgitter, und ich hörte den überraschten Ruf einer jungen Stimme.

»Noch mehr?«, fragte ich.

Der Gefangene lächelte flüchtig. »Wir sind achtzig Menschen«, sagte er, »wir brauchen mindestens zwanzig Liter Wasser, um den Durst löschen zu können. Bitte, geben Sie mir noch drei Schneebälle für die Kinder. Wir haben drei kleine Kinder dabei.« Der Gefangene sprach den weichen Wiener Dialekt. Während ich Schnee von einer Eisenbahnschwelle kratzte, dachte ich daran, daß auch mein Vater, Guido Bamberger, diesen Dialekt gesprochen hatte. Als ich drei Schneebälle den schmalen Händen übergab, sagte der Gefangene: »Ich bin sehr froh, mein Herr, daß ich Sie in diesem Leben noch kennengelernt habe!«

Aus der Dunkelheit des Waggons drang ein Schluchzen, und das bärtige Gesicht wandte sich zurück. »Nicht weinen, Ruth!«, hörte ich.

Ruth! Schmerzhaft durchglühte mich der Schreck, ich stemmte die Hände gegen die feuchten Waggonplanken, starrte hinauf zur Luke und fragte: »Ruth, kann ich sie sehen?«

»Ja«, sagte der Gefangene ohne Erstaunen. »Sie ist meine Nichte. Sechzehn Jahre alt. Schon jetzt eine wunderbare Pianistin. Sie hat Konzerte gegeben. Chopin und Mozart. Später ja, später wird sie mal sehr berühmt werden. Alle

Welt wird ihren Namen kennen – alle Welt!« Seine Worte, ich spürte es, galten dem Mädchen; sie waren ein armseliger Trost, sie sollten das Leid als einen Übergang zu einer glänzenden Zukunft erscheinen lassen. Dabei wußte der Onkel, was sie erwartete, ich sah es in seinen Augen, die mich anblickten.

Zarte Finger schoben sich jetzt vor die Dunkelheit der Luke, sie umklammerten vorsichtig den rostigen Draht, der Draht spannte sich, und dann sah ich das Gesicht der fremden Ruth, verschmutzt, die Wangen von hellen Tränenspiuren gezeichnet, in den Augen Angst und eine fürchterliche Demut; langes, verfilztes blondes Haar wehte gegen den Stacheldraht. Ruth, die fremde Ruth aus Wien, blickte mich an, als erwarte sie von mir die Befreiung. Plötzlich sagte sie zu ihrem Onkel: »Er ähnelt Tante Lydia! Siehst du nicht, wie sehr er ihr ähnelt?« »Ein Zufall«, sagte der Onkel mit tonloser Stimme.

»Nach dem Krieg ...«, begann ich stockend, »nach dem Krieg werde ich bestimmt eines Ihrer Konzerte besuchen. Sagen Sie mir Ihren Namen, damit ich ihn auf den Plakaten wiederfinden kann.«

»Ruth Lewy«, sagte sie ernst. »Ruth Lewy aus Wien.«

Die Köpfe dicht aneinandergeschmiegt, blickten Onkel und Nichte auf mich herab, zwei Menschen, die erschlagen werden sollten, die ich nicht retten konnte, die ich nie wiedersehen würde – nie! Was sollte ich ihnen noch sagen? Ich schreckte vor der Armseligkeit tröstender Worte zurück; meine Hände lagen auf den Planken, die mich von ihnen trennten, Planken, die achtzigfache Angst einschlossen, ich konnte sie nicht wegreißen, um den Todgeweihten das Leben zurückzugeben. »Ruth Lewy«, flüsterte ich und reckte die Hand hinauf, konnte die Luke nicht erreichen, doch der Onkel begriff, er zog seine Nichte noch höher hinauf, und Ruth Lewy zwängte ihre Hand, die Chopin und Mozart gespielt hatte, durch den Draht, unsere Hände berührten sich, ich ergriff die kalten Finger, hielt sie

sekundenlang fest. »Auf Wiedersehen«, sagte ich, und auch Ruth sagte: »Auf Wiedersehen!«, dazu lächelte sie plötzlich, als läge ein echter Trost in diesen zwei dürren Worten.

Der Posten kam herangeschlendert; er kaute und lächelte. »Na, auch mit der kleinen Nutte gesprochen?«, fragte er mich blinzeln. »Sind manchmal ganz lecker, diese Judennutten, kann man nicht anders sagen.«

Ruth Lewys Gesicht tauchte weg. Der Onkel winkte mir mit müden Lidern zu, dann verschwand auch sein Kopf. Die Luke war ein schwarzes Rechteck, durch das der Atem achtzig gepeinigter Menschen in grauen Schwaden entwich.

»Nun?«, fragte der Posten und biß in sein Brot.

»Sie haben mir nicht geantwortet«, sagte ich, wandte mich ab und ging über das Schienengeflecht davon.

Ohne geschlafen zu haben, verließ ich im Morgengrauen unseren überheizten Waggon. Es hatte in der Nacht gefroren, und Eis zerklüftete unter meinen Stiefeln. Ich ging bis zum Ende unseres Zuges und sah, daß der Transport aus Wien immer noch wartete. Die ganze Nacht hatte ich daran gedacht.

Ich starrte zitternd auf die Kette der schwarzen Güterwagen. Plötzlich erkannte ich eine Gestalt, die langsam über die Gleise auf mich zukam. Der Mann hielt den Kopf gesenkt, hob ihn erst, als er fast vor mir stand. Er nickte mir schweigend zu, zog eine Packung Zigaretten aus dem ledernen Uniformmantel, bot mir an, reichte mir Feuer, entzündete seine Zigarette und sog den Rauch tief in die Lunge. Er hatte keine Rangabzeichen. Erst jetzt sah ich, daß er ein Ritterkreuz trug, halbverdeckt durch einen Wollschal. Ich vermutete in ihm einen Offizier und musterte prüfend sein schmales, gebräuntes Gesicht. Unvermittelt lächelte er, sagte: »Ich bin Obergefreiter.« Nachlässig zupfte er an seinem Ritterkreuz. »Laß dich dadurch nicht stören.«

»Wir haben lernen müssen, jeden Ritterkreuzträger zu grüßen«, sagte ich.

»Ja, in der Kaserne lernt man solchen Blödsinn. Man lernt jedoch nicht, daß es solche Transporte wie den da gibt«, er zeigte über die Geleise. »Weißt du, was der Transport dort geladen hat?« Ich nickte.

Der Obergefreite blickte mich erstaunt an; heftig sog er an seiner Zigarette und warf sie dann in den Schnee. »Du weißt, daß dort Juden eingesperrt sind, die in ein Vernichtungslager gebracht werden?«

»Ja«, sagte ich. »Ich habe gestern mit zwei Juden gesprochen.« »Du?«

»Ja. Mit einem Mann und einem sechzehnjährigen Mädchen, beide aus Wien.«

Nachdenklich nickte der Obergefreite. Nach einer Pause sagte er leise: »Bin eben dort gewesen. Einer der Posten hat mir alles erzählt, weil er wohl glaubte, ich sei Offizier. Ist dir klar, daß da vor unseren Augen ein Verbrechen geschieht?« »Ja«, sagte ich.

»Ein grauenhaftes Verbrechen!«, rief der Obergefreite nun. Und gedämpft fuhr er fort: »Seit über zwei Jahren bin ich an der Front. Es gab Kameraden, die von solchen Verbrechen erzählten, aber ich glaubte es nur halb. Eben, zum erstenmal habe ich mich selbst davon überzeugen können, daß wir in Stalingrad, am Terek oder vor Leningrad nicht die Heimat verteidigen, wie man uns glauben machen will, sondern daß wir kämpfen, damit man hier in der Etappe ungestört quälen und morden kann. Wir Soldaten leisten Beihilfe zum Mord!« »Ja«, sagte ich.

»Hast du das schon immer gewußt oder erst seitdem du den Transport gesehen hast?«

»Ich weiß es seit langem, seit jener Nacht im November 1938, da sie unsere Nachbarn überfielen und zum Selbstmord trieben.«

Der Obergefreite rieb sich nervös das Gesicht. »Ich hätte es auch wissen können«, sagte er traurig. »Alle könnten es

wissen, das ganze Volk. Aber alle tun so, als wüßten sie von nichts; sie schieben die Gedanken an das Unrecht offenbar weit von sich fort. Das Unrecht ist abstrakt, daher fällt ihnen das nicht schwer. Doch dort, dieser schwarze Transportzug, angefüllt mit über tausend unschuldigen Menschen, der ist nicht mehr abstrakt, das ist scheußliche Wirklichkeit. Ich kenne eine Menge scheußlicher Wirklichkeiten, an der Front kann man sie täglich erleben, aber dies hier läßt sich mit nichts vergleichen. Ich habe Frauen in diesen Waggons wimmern hören, Kinder schreien, Männer beten, ich habe den Kot und den Urin unter den Wagen gesehen, und ich konnte die Gesichter der Posten betrachten, diese kalten, selbstbewußten, erbarmungslosen Gesichter. Wenn ich an die Hölle glaubte, dann würde ich sagen: das dort, das ist die Hölle. Und wir, du und ich, wir kämpfen dafür, wir haben Angst, wir töten, wir werden verwundet, wir werden getötet, damit das Wimmern der Frauen, das Schreien der Kinder, die Gebete der Männer erst durch einen Genickschuß verstummen!«

Wir starteten hinüber zu dem Transport. Die Dämmerung war gewichen, am östlichen Rand des mattblauen Himmels ließ ein gelbroter Schein die Sonne ahnen; gegen Mittag würde sie durch die drahtgesicherte Luke scheinen, sie würde eine Erinnerung an Wärme schenken und vielleicht die Tränen auf Ruth Lewys Wangen trocknen. Deutlich sahen wir jetzt den Posten, der vor den Waggons entlangschlenderte.

»Komm«, sagte der Obergefreite mit entschlossener Stimme. »Komm, wir gehen zum Bahnhofskommandanten und melden ihm, daß die Gefangenen seit vier Tagen nichts zu essen gehabt haben. Wir müssen das tun. Ich kann mich vor diesem Versuch nicht drücken, verstehst du? Vielleicht erreichen wir etwas.«

Der Bahnhofskommandant war ein Hauptmann, ein alter, vergrämter Hauptmann, der sich auf seinem Feldbett halb aufrichtete, nachdem wir gegen den Widerstand

seines Putzers in sein Zimmer eingedrungen waren. Der Obergefreite hatte seinen Schal abgenommen, gut sichtbar pendelte das Ritterkreuz unter seinem Uniformkragen. Das Zimmer lag im ersten Stock des Bahnhofs, und durch ein Fenster konnte ich den Judentransport sehen.

»Was wollen Sie?«, fragte der Hauptmann heiser und begann dann rasselnd zu husten. Sein graues Haar war zerzaust, sein langes Kinn und der schlaffe Hals waren voller weißer Bartstoppeln. Ächzend schwang er seine dünnen Beine vom Bett und blickte uns fragend an.

»Gambitz«, sagte der Obergefreite.

»Angenehm, angenehm«, murmelte der Hauptmann zerstreut, und dann sah er das Ritterkreuz; er stand plötzlich auf, schlug die nackten Fersen zusammen und sagte mit beherrschter Stimme: »Hauptmann Neiber, Bahnhofskommandant!« »Gut, gut«, sagte Gambitz und setzte sich auf einen Hocker. Auch der Hauptmann ließ sich wieder auf sein Bett zurücksinken; verlegen blickte er hinab auf seine nackten Beine, hob dann mit einem Ruck den Kopf und fragte devot: »Womit kann ich dienen?«

»Wissen Sie, daß sich auf dem Bahnhofsgelände ein Judentransport befindet?«

»Jawohl«, sagte der Hauptmann und strich sich mit faltigen Händen über seine weißen Knie.

Gambitz fragte weiter:

»Wissen Sie auch, daß die Insassen seit vier Tagen keine Verpflegung mehr erhalten haben?«

»Nein. Ich bin für die Transportverpflegung nicht zuständig.« Gambitz nickte. »Ich weiß«, sagte er. »Aber wenn in Ihrem Befehlsbereich Menschen verhungern, dann müssen Sie das doch sicher nach Möglichkeit verhindern.«

»Der Judentransport untersteht der SS«, sagte der Hauptmann vorsichtig. »Ich kann leider nicht verhindern, daß die SS ihre Gefangenen verhungern läßt.«

»Wissen Sie, welcher Quälerei die Juden ausgesetzt sind? Es sind auch Frauen und Kinder in dem Transport.«

Der Hauptmann nickte. »Ich weiß. Jede Woche wartet ein solcher Transport auf eine Lokomotive. Als ich hier vor acht Monaten Kommandant wurde, habe ich mich mit einem Transportführer der SS in Verbindung gesetzt, habe ihm angeboten, die Häftlinge zumindest mit Wasser zu versorgen, aber was glauben Sie, Herr Kamerad, wie dieser Transportführer mich angepöbeln hat. Ich solle mich um meinen Kram kümmern, es handele sich um Juden, bei denen es egal sei, ob sie durstig oder nicht durstig verreckten; jeder Tropfen Wasser sei zu schade für die Juden. Er drohte mir, mich wegen Judensympathien anzuzeigen, wenn ich mich weiterhin um das Schicksal der Häftlinge kümmere. Ja, Herr Kamerad, so ist das«, sagte der alte Hauptmann und rieb fröstelnd die Füße gegeneinander. Der Obergefreite Gambitz erhob sich. Nachdenklich ging er mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann blieb er am Fenster stehen und blickte auf den Transport hinunter. Schließlich schlug er mit heftiger Bewegung die rechte Faust in die geöffnete linke Hand, rief wütend: »Es ist eine Schande, Herr Hauptmann!« und ging zur Tür, riß sie auf, rannte durch das Vorzimmer, und ich, der ich die Tür wieder schloß, sah noch, wie der Hauptmann hilflos die Hände hob und zustimmend nickte.

In der Bahnhofshalle sagte Gambitz zu mir: »Hatte nichts anderes erwartet. Aber ich mußte es versuchen. Ich glaube, das Gefühl der Ohnmacht wird durch solche Versuche etwas gemildert; man kommt sich nicht mehr so mitschuldig vor, verstehst du?«

»Ich verstehe besser, als du ahnst«, sagte ich. Wir blickten uns voller Zuneigung an. Und ich wünschte mir, mit ihm zusammenbleiben zu können; er gehörte zu jenen wenigen Soldaten, in deren Gegenwart man das Gefühl haben konnte, den Krieg zu überleben.

>Deutsche Gesinnung<

Auszüge aus »Vor unserer Tür«:

Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg führt Edgar mit einem ranghohen britischen Besatzer, Jeffrey, einem englischen Juristen, ein längeres Gespräch. Jener hatte vor Ausbruch des Kriegs sein positives Bild von Deutschland, das er nun grundlegend revidiert:

»Die Rückseite des Bildes sah ich beim Einmarsch in dies Land. Ich war dabei, als eines dieser Konzentrationslager befreit wurde. Was ich da sah, übertraf bei weitem alle Zeitungsberichte, die bei uns im Krieg über Deutschland erschienen und die ich einfach nicht glauben konnte. Ich sagte mir, als ich vor den Leichen geschundener Menschen stand, als ich die wandelnden Skelette sah, die uns entgegen wankten: Das haben einige Folterknechte getan, Kriminelle, Sadisten, eben Anomale. Doch dann befahlen wir einen Teil der Bevölkerung der benachbarten Kleinstadt in das KZ. Diese Menschen kamen und beteuerten, von den Schindereien und Morden nichts gehnt, geschweige denn gewußt zu haben. Selbst als sie vor den Leichenbergen standen, blieben sie stumpf und zeigten nicht die geringste Empörung oder gar Trauer. Meine Soldaten waren über diese Gefühllosigkeit so wütend, daß sie am liebsten diese Kleinstädter zusammengeschlagen hätten. Nur mit Mühe konnte ich sie davon abhalten. – ... Während sie Gräber schaufelten und Leichen trugen, schauten die überlebenden Häftlinge zu. Plötzlich erkannten sie einen dieser angeblich ahnungslosen Bürger; es war ein Arzt, der an einer jungen Jüdin herumexperimentiert hatte, bis sie unter Qualen starb. Wir konnten es nicht verhindern, daß die ehemaligen Häftlinge sich auf diesen Arzt stürzten und ihn mit ihren schweren hölzernen Schuhen zertrampelten. Es war grauenhaft, meine Soldaten standen wie

gelähmt vor Entsetzen, weiß im Gesicht, und doch entdeckte ich in ihren Augen Funken der Zustimmung.« Jeffrey legte die Hand über die Augen, als wolle er den Anblick verscheuchen. Dann blieb er vor Edgar stehen und fragte: »Sie wußten bestimmt, daß es diese Lager gab, in denen geschlagen, vergast und verbrannt wurde?« »Ja«, sagte Edgar. »Das ganze Volk wußte von diesen Lagern; das ganze Volk fürchtete sich davor. Vielleicht wußten viele nicht, daß dort vergast wurde, aber daß gequält und getötet wurde, das wußte jeder.«

Von Jeffrey auf humane Geistesgrößen wie Goethe, Kant und Schelling angesprochen, antwortet Edgar:

»Sie sind kein Alibi«, sagte Edgar. »Lächerlich genug, daß sich die Deutschen auf große Tote berufen, wenn sie den Nachweis erbringen wollen, zur zivilisierten Menschheit zu gehören ... Kein Wort davon, daß die Deutschen in diesem Abendland die größten Mordstätten – wie Auschwitz, Majdanek, Buchenwald – seit Bestehen der Menschheit geschaffen haben. Wenn mir noch mal einer mit dem Anspruch kommt, zu einem Volk Goethes oder zu einem christlichen Volk zu gehören, werde ich ihn ernüchtern und an Himmler, Streicher, Hitler, Rosenberg erinnern.«

»Was meinen Sie«, fragte Jeffrey, »ist dies Volk als kollektiv schuldig anzusehen?«

»Es ist jedenfalls kollektiv nicht unschuldig. Ich würde sagen: Siebzig Prozent des Volkes sind schuldig.«

Über das Kriegsende äußert Jeffrey:

»Wir haben in diesem Krieg gesiegt«, fuhr er fort. »Ich freute mich, zu den Siegern zu gehören, freute mich, weil ich glaubte, die Deutschen würden für unseren Sieg dankbar sein. Doch als ich deutschen Boden betrat, als ich die

ersten Deutschen sprach, stellte ich zu meiner Verblüfung fest, daß kaum einer unseren Sieg als Befreiung auffaßte. Alle machten den Eindruck, als seien sie – wider Erwarten – k.o. geschlagen worden. Ich hatte Menschen erwartet, die glücklich waren, vom Terror befreit zu sein, und ich fand Menschen, an deren Gesichtern ich leicht die Enttäuschung über die Niederlage ablesen konnte. Sie hatten also bis zur letzten Minute auf den Sieg Hitlers gehofft, hatten nicht so sehr unter der Diktatur gelitten, wie ich es immer geglaubt hatte. Ihre Enttäuschung bewies mir, daß sie schuldig waren. Es war nicht leicht, meine Anschauungen über die kleinen Schuldigen beizubehalten.«

Stammtisch Harmonia

Es muß die frühlingswarme Dunkelheit gewesen sein, die uns aus dem Haus lockte, die uns das Gefühl gab, etwas zu versäumen, irgend etwas, von dem wir nicht wußten, was es sein könnte.

Pia schminkte sich die Lippen, lockerte ihr Haar, und dann verließen wir das Haus. Langsam schlenderten wir dem nahen Stadtrand zu, dorthin, wo die Abstände der Laternen immer größer wurden, wo die Schatten zur vielfachen Länge unserer Körper anwuchsen, um nur zögernd von der nächsten Lichtquelle aufgesogen zu werden. Wenn ich den rechten Fuß vorsetzte, streifte ich Pias linken Oberschenkel, spürte gleichzeitig den Druck ihrer Brust an meinem Oberarm. Vor uns sahen wir die wippende Glut einer Zigarre, die ein Mann im Mund hielt und die er auch nicht herausnahm, als er seinen Hund rief, der irgendwo herumschnüffelte. Der Duft der Zigarre erreichte uns, lange bevor wir den Mann passierten. Kurz darauf kam uns das dumpfe galoppierende Schlagen der Hundepfoten entgegen. Es war ein großer brauner Hund, der, die Nase dicht am Boden, an uns vorbeirannte; und wieder hörten wir die Stimme des Mannes.

Ehe die Häuser von den Feldern abgelöst wurden, sahen wir das grelle blaue Neonlicht einer Gaststätte, gewissermaßen das Rücklicht unserer Stadt: ein verlockendes blaues Licht, das kühlen Wein, schäumendes Bier und scharfe Schnäpse verhiess. Ich drückte Pias Arm, sie blickte zu mir auf, und ich nickte dem Licht zu. Sie lächelte und sagte: »Wenn du möchtest ...« Blau beleuchtet wirkten ihre Lippen violett.

»Eine Flasche Wein«, sagte ich zu dem Kellner.

»Mosel, der Herr?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich und zog die Zigaretten aus der Tasche. Wir zündeten uns jeder eine an, und dabei horchten wir unwillkürlich auf das trunkene Gespräch dreier Männer, die

an einem runden Tisch saßen, auf dem ein dunkelroter Wimpel stand. Ich kniff die Augen zusammen und konnte so die goldgestickte Schrift auf dem Wimpel erkennen: »Stammtisch Harmonia.« »Stammtischbrüder«, sagte Pia. »Stammtisch Harmonia. Heißt Harmonia nicht Übereinstimmung?« »Ja – auch Eintracht oder Einklang.« »Na, sie scheinen nicht gerade einträchtig zu sein.« »Ich glaube, sie sind es doch. Sie sind nur betrunken«, sagte ich.

Der Kellner hatte meine letzten Worte gehört, er lächelte uns zu, als er die Gläser vollschenkte, dann neigte er den Oberkörper und flüsterte informierend: »Der korpulente Herr ist der Doktor Möller. Links von ihm der Rechtsanwalt Bühler. Und der mit der Brille ist der Studienrat Schind. Alte Kunden.« Ich merkte, daß der Kellner stolz auf diese Kunden war, und ich nickte ihm anerkennend zu, ehe er zu dem Stammtisch ging und drei Glas Bier verteilte.

Der Wein war kalt und schmeckte herb. Wir tranken uns zu, und dann versuchte ich, die lauten, rechthaberischen Stimmen zu überhören, aber es gelang mir nicht. Immer wieder dröhnte das Wort »Millionen« zu uns herüber, ein bedeutungsvolles Wort, wuchtig und unmißverständlich. Ich sah Pia an, daß auch sie nicht hören wollte, was nebenan gesprochen wurde, und ich gab ihr einen Wink mit den Augen, der sie aufforderte, sich keine Mühe zu geben; dabei machte ich ein Gesicht, das ausdrücken sollte: vielleicht ist es ganz amüsant. Es war jedoch nicht leicht, den Sinn des Gespräches zu erfassen.

»Millionen, Millionen!«, rief gerade der Studienrat Schind. »Es waren doch keine Millionen! Höchstens hunderttausend!« »Nein«, widersprach Dr. Möller, »nein, hunderttausend waren es nicht. Millionen sollen stimmen. Zwei Millionen.«

Der Studienrat Schind wedelte mit der Hand über sein Bierglas, dabei schüttelte er den Kopf. »Fritz«, rief er dem

Rechtsanwalt Bühler zu, der ihm gegenüber saß. »Fritz, du als Jurist mußt entscheiden!«

»Das ist nicht so einfach«, sagte der Rechtsanwalt. »Ich glaube nicht an die sechs Millionen, auch nicht an die zwei Millionen. Ich bin der Ansicht, man hat da absichtlich übertrieben, man hat vielleicht eine Null zuviel angegeben, und es waren nur lumpige sechshundert Mille!«

Überlegend stierten jetzt alle drei in ihre Gläser und wiegen die Köpfe.

»Sie reden von Geld. Was meinst du?«, fragte Pia. Ich wußte es nicht und zuckte mit den Schultern.

Plötzlich schlug Dr. Möller mit der Faust auf den Tisch.

»Sie belügen uns so oder so!«, brüllte er, »so oder so! Man will uns nur erschrecken, demütigen. Sechs Millionen! Man müßte herauskriegen, wer so ein Märchen in die Welt gesetzt hat!« »Ich hab's im Rundfunk gehört, neulich noch«, sagte der Studienrat.

»Viele sollen vorher geschoren worden sein. Ja, geschoren!« »Unwahrscheinlich«, sagte der Rechtsanwalt, »sehr unwahrscheinlich. Sechs Millionen kahlscheren, wer wird sich schon diese Arbeit gemacht haben?«

Pia lächelte mich an. »Sie sprechen von Schafen«, sagte sie. Ich hob mein Glas und sagte: »Auf die sechs Millionen geschorenen Schafe!« – »Deshalb behaupte ich ja, daß es höchstens hunderttausend waren«, sagte der Studienrat und rückte an seiner Brille. »Hunderttausend kann man scheren und ausrotten, aber sechs Millionen, wie der Rundfunk behauptet, oder zwei Millionen, wie du behauptest, das ist unmöglich.«

Dr. Möller begann wieder den Kopf zu wiegen. »Vielleicht hast du recht. Mir hat man erzählt, zwei Millionen seien ausgerottet worden.«

Wir waren etwas verwirrt. »Es könnte auch sein, daß sie von Ratten sprechen«, flüsterte Pia mir zu.

»Aber wieso reden sie dann vom Kahlscheren? Ich habe noch nie gehört, daß Ratten geschoren werden«, sagte ich.

»Sie sind betrunken, sie werden es durcheinanderbringen«, sagte Pia und nippte an ihrem Glas.

»Bestimmt waren es sechshundert Mille!«, rief der Rechtsanwalt und kippte den Rest Bier aus seinem Glas in den Mund. Danach bekräftigte er: »Sechshundert Mille kann man in – na, wartet mal – in sechs Jahren gut ausrotten. Schließlich fing man erst 1938 damit an.«

»Aber – aber sechs Millionen, das ist ausgeschlossen. Das haben sie glatt erfunden. Schließlich sind ja noch welche übriggeblieben, genug jedenfalls, die es haben erfinden können, um uns kleinzukriegen. Greuelmärchen: sechs Millionen! Das wäre ja soviel wie – wie die Bevölkerung von Hamburg und Berlin zusammengenommen!«, sagte der Studienrat empört.

Ich blickte Pia an, deren Augen plötzlich starr wurden. Mein Herz begann schwer und mühsam zu schlagen. Ich ahnte, wovon die Stammtischbrüder sprachen, ich ahnte es, aber ich wollte es noch nicht glauben, bis ...

»Meine Ansicht, wenn ihr sie hören wollt«, krächte der Dr. Möller, »meine Ansicht ist: sechs Millionen gab es gar nicht in Europa!«

»Die gab es schon«, sagte der Rechtsanwalt, »denkt nur an die vielen jüdischen Rechtsanwälte, an diese ...«

Pia war aufgesprungen, ihr Stuhl schlug gegen die Wand, und die Stammtischbrüder verstummten; schwerfällig blickten sie sich nach uns um. Ich warf einen Geldschein neben die halbvolle Weinflasche auf den Tisch, holte Pia vor der Tür ein und stieß die Tür auf. Der Kellner eilte hinter uns her, fragte: »Ist der gnädigen Frau nicht wohl?« Wir ließen die Tür hinter uns zufallen.

Warm war die Nacht, blau das Licht der Neonschrift, hart und staubig der Bürgersteig. Wir gingen ein paar Schritte, doch dann blieb Pia stehen. »Ich gehe zurück!«, sagte sie mit wilder Stimme. »Jedem werde ich ins Gesicht schlagen!« Sie riß sich von mir los und eilte auf das blaue Licht zu. Ich überholte sie, sah ihre violetten Lippen, als ich

mich ihr in den Weg stellte, und sagte: »Es hat keinen Zweck, Pia. Es sind nur drei von Hunderten, von Tausenden, die so reden. Es hat keinen Zweck!«

»Aber wir müssen doch etwas tun!«, rief Pia, ergriff meine Schultern und schüttelte mich. »Sie – sie reden und reden, und wir schweigen.«

»Komm«, sagte ich.

Langsam, immer noch zögernd, folgte sie mir. »Harmonia«, sagte sie leise, »Stammtisch Harmonia. Ja, sie stimmen überein, Eintracht und Einklang herrschen. Ihre Eintracht ist fürchterlich. Sie sprechen von Menschen, als seien sie Ratten gewesen. Sie bezweifeln Zahlen, sie feilschen um »lumpige sechshundert Mille«, wie sie es einträchtig nennen, und sie trinken Bier dazu. Sie sitzen auf blutüberströmten Leichenbergen und trinken Bier. Vielleicht haben die drei keinen Juden erschossen, aber erst ihre Zustimmung machte das Töten möglich. Ohne die harmonischen Stammtische im ganzen Land hätte es keine Verfolgung geben können. Selbst Diktaturen brauchen eine breite Basis, die übereinstimmt mit den Forderungen des Diktators. Als Vati im KZ saß, habe ich manchmal gedacht, es wäre besser gewesen, er hätte sich nie mit Politik beschäftigt. Ich war damals ein Kind. Heute weiß ich, daß Vati und seine Freunde, diese geschundenen, aber unbeugsamen Widerstandskämpfer, daß sie dem deutschen Namen mehr Ehre gebracht haben als die siegreichen deutschen Generale eines Jahrhunderts. Wären sie nicht, wärest du nicht, ich müßte vor diesen Stammtischen fliehen, müßte das Land verlassen.«

Friedlicher Anblick: die unverdunkelten Häuser; in der Luft roch es nach Frühling; irgendwo spielte ein Radio Tanzmusik; vor einer Haustür, im Schatten des Windfangs, ein Liebespaar; mit surrendem Dynamo überholte uns ein Radfahrer; aus einem schnell fahrenden Auto flog ein Zigarettenrest, die Glut zerstäubte im Rinnstein. Meine Finger spielten mit dem Dominostein in der

Jackettasche. Ich dachte an Pias bittere Worte, sie hatte meine Gedanken ausgesprochen; ich wußte, daß sie sich – im Gegensatz zu mir – danach sehnte, zu handeln, daß sie auf ein Zeichen von mir wartete. Damals in Basel, nach dem Besuch bei Sophia Zinkand, hatte ich empfunden, was Pia jetzt empfand; Jeffreys hatte mich bewußtlos geboxt. Ich lebte seitdem mit dem lauen Gefühl peinigender Unabänderlichkeit. Meine Gleichgültigkeit gegen Dinge, die anderen wichtig erschienen, glich dem stagnierenden Wasser eines Tümpels; Steine, die in den Tümpel geschleudert wurden, zogen Kreise, sanken dann auf den Grund. Wieviel Steine waren nötig, um meine Gleichgültigkeit zu zerbrechen? Ich ahnte die Stunde, sie kam auf mich zu, ich ahnte und fürchtete sie.

Und keiner empörte sich

An einem Nachmittag des Jahres 1953 ging ein dunkel gekleideter weißhaariger Mann durch die belebte Hauptgeschäftsstraße unserer Stadt. Der Mann betrachtete verwundert die strahlend erleuchteten Schaufenster, die kostbaren Fassaden der Kaufhäuser und das vielfältige Angebot erlesener Waren. Doch dann richtete sich sein Blick wieder auf das Ende der langen glitzernden Straße, dorthin, wo sein Geschäft lag, sein Geschäft, das er vor 30 Jahren eröffnet hatte und das jetzt wieder ihm gehörte, ihm: Jakob Gavriel. Sein Rechtsanwalt hatte einen langen Prozess gegen Burmann geführt, der das Geschäft nicht hatte zurückgeben wollen, da er es, wie er behauptete, vor 15 Jahren rechtmäßig gekauft habe. Aber dem Rechtsanwalt fiel es nicht schwer, zu beweisen, dass der Verkauf unter Zwang stattgefunden habe.

Als Jakob Gavriel sich jetzt seinem Geschäft näherte, spürte er, wie ihn plötzlich eine Schwäche überfiel; er blieb stehen und lehnte sich an eine schwarzgekachelte Hauswand. Seine alten Augen blickten furchtsam durch die randlose Brille auf die vorbeiströmenden Menschen. Keiner beachtete ihn, nur ein kleiner Junge rief: »Na, Onkel, bist du müde?«, und lief weiter, als Gavriel den Kopf schüttelte. Nein, er war nicht müde, er hatte nur plötzlich Angst, würgende, panikartige Angst, dieselbe Angst wie vor 15 Jahren, als er mit einem kleinen Koffer in der Hand nachts durch diese Straße geeilt war, um den Nachtschnellzug nach Paris zu erreichen. Daran dachte er jetzt, daran und an Burmann, der eine Woche vorher zu ihm gekommen war und 10.000 Mark für das Ledergeschäft geboten hatte, das mit Warenlager und Inventar gute 60.000 Mark wert gewesen war. Als er nicht zu diesem Preis verkaufen wollte, hatte Burmann nur gelächelt und mit seiner verbindlichen Stimme gesagt: »In einem Jahr werden Sie froh sein, wenn Sie noch 3.000 für diesen

Laden bekommen.« Und Jakob Gavriel hatte sofort gewusst, dass Burmanns zynische Prophezeiung richtig sein würde. Er bat sich eine Woche Bedenkzeit aus, und in dieser Woche machte er Bilanz, stellte fest, was er nicht hatte wahrhaben wollen: der Umsatz war im letzten Jahr um 80 Prozent zurückgegangen. Daran war das kleine gelbe Schildchen an seiner Ladentür schuld, das er vor einem Jahr auf Befehl der Regierung hatte aushängen müssen. Auf dem Schildchen stand nicht, dass seine Familie seit zweihundert Jahren in Deutschland lebte, es stand auch nicht darauf, dass zwei Gavriels, seine Brüder, im Jahre 1917 für Deutschland gefallen waren, oder dass er, Jakob, eine Gasvergiftung an der Front bekommen hatte; auf diesem gelben Schild wurde nicht vermerkt, dass er angestrengt gearbeitet hatte, um das Lederwarengeschäft aufzubauen, dass er jahrelang vor Sorgen nicht hatte schlafen können, und dass das Geschäft erst zu florieren begann, als er mit ganz geringem Verdienst seine Waren billiger verkaufte als die Konkurrenz. Alles das stand nicht auf dem verhängnisvollen Schild, nein, da standen nur zwei Wörter: JÜDISCHES GESCHÄFT. Und diese zwei Wörter genühten, die mühsam erworbenen Kunden abzuhalten, seine Ladenräume zu betreten.

Als Burmann nach einer Woche wieder vorsprach, verkaufte Jakob Gavriel sein Geschäft mit Warenlager und Inventar für 9.000 Mark. Nach einem Jahr, er lebte zu dieser Zeit mit Frau und Tochter bei seinem Schwager in Chicago, nach einem Jahr wusste er, dass er doch noch günstig verkauft hatte. Seinem Freund Sieburg, der in Deutschland geblieben war, hatte man sein Musikaliengeschäft zerschlagen und dann angezündet. Noch später erfuhr er, dass Sieburg samt seiner großen Familie verschollen war.

Jakob Gavriel blickte suchend um sich. Dort, auf der anderen Straßenseite, musste die Musikalienhandlung gewesen sein, dort wo jetzt ein neues Haus stand, ein prächtiges

Haus, über dessen Eingang in elegant geschwungener Leuchtschrift ›Musikalien Schwertfeger‹ stand. Er nahm die Brille ab und wischte sich die Augen. Dann musste er plötzlich an seine Frau denken, die vor acht Jahren gestorben war, nachdem sie noch eine Statistik über die umgekommenen Juden gesehen hatte: über sechs Millionen waren es, und ihre Mutter und ihre Schwester und ihr Bruder und deren Kinder gehörten dazu. Er dachte an seine sanfte Tochter Ruth, die ihn leidenschaftlich beschworen hatte, in den USA zu bleiben, nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Aber Gavriel hatte nicht in Amerika bleiben wollen, er hatte in diesen 16 Jahren von seinem Ledergeschäft geträumt, hatte nur an Deutschland gedacht, an unsere Stadt, in der er geboren war, in der sein Vater und sein Großvater geboren waren, und er sehnte sich nach Hause. Vor fünf Jahren hatte er einen Rechtsanwalt beauftragt, seine Ansprüche geltend zu machen, und schließlich hatte er, zermürbt vor Heimweh, einem Vergleich zugestimmt. 25.000 Mark zahlte er für sein Geschäft, weil Burmann es völlig renoviert hatte. 12.000 Mark lieh ihm sein Schwager, und mit seinen Ersparnissen, die er in Chicago als Buchhalter hatte machen können, kam die Summe zusammen. Und nun war es soweit: in drei Tagen musste Burmann das Geschäft an ihn abtreten.

Jakob Gavriel ging zögernd weiter und beobachtete angestrengt die Gesichter der ihm entgegenkommenden Menschen. Man hatte ihm gesagt, die Deutschen hätten ihre grausamen Taten bereut, die meisten hätten nichts davon gewusst, Antisemitismus sei nun endgültig aus diesem Lande verbannt. So hatte Gavriel voller Hoffnung heute morgen die Grenze passiert, hatte da schon die Gesichter der deutschen Mitreisenden gemustert, glaubte bei den Passkontrolleuren freundliches Entgegenkommen zu spüren, und er war fast glücklich, seiner Heimatstadt entgegengefahren.

Jetzt beschleunigte er seine Schritte, er hatte den Turm der benachbarten Kirche entdeckt, noch schneller ging er, sein Atem wurde knapp, sein Herz pochte wild – noch hundert Meter, noch fünfzig, und dann, dann sah er sein Geschäft: BURMANN LEDERWAREN, grün war die Leuchtschrift, die Fassade deckten helle Sandsteinplatten, Fenster- und Türrahmen waren aus schimmerndem Messing, die Auslagen strahlend beleuchtet. Vor den beiden großen Fenstern standen viele Menschen, die offenbar ein Schild lasen, das an der Innenseite der Schaufensterscheibe befestigt war. Jakob Gavriel, der nicht lesen konnte, was auf dem Schild stand, drängte sich behutsam durch die Schaulustigen, dabei lächelte er entschuldigend. Und dann konnte er lesen, was auf dem gelben Schild stand; es waren große rote Buchstaben: TOTAL-AUSVERKAUF wegen Rückgabe des Geschäftes an den JÜDISCHEN BESITZER! Jakob Gavriel las es, sein Kopf ruckte so heftig zurück, dass ein schmerzhafter Stich seine Wirbelsäule durchfuhr, einen zweiten Stich spürte er gleichzeitig im Herzen, vor seine Augen senkte sich ein grauer Schleier, der dunkler und dunkler wurde, und er ballte krampfhaft seine Hände, in denen kalter Schweiß klebte. Er ballte die Hände nicht, um in die Fensterscheibe zu schlagen und das Schild herauszureißen, nein, er ballte diese schmalen Hände nur, um eine Ohnmacht zu verhindern. Jakob Gavriel konnte nicht Umfallen, er stand eingekeilt zwischen den Menschen, und nach einigen Sekunden wurde der Schleier vor seinen Augen wieder durchsichtig, und abermals starrte er auf das Schild: JÜDISCHEN BESITZER. J Ü D I S C H E N!, da stand es wieder, das verhängnisvolle Wort, das Wort, das ihn einst ruiniert hatte, da stand es in großen roten Buchstaben, ein im Ursprung harmloses und doch ein furchtbares Wort. Die ihn umgebenden Leute beachteten Gavriel nicht, sie schauten auf das Schild.

Und ein älterer Mann sagte: »Kommen schon wieder, die Juden, leben also immer noch welche. Kann ja nicht so schlimm gewesen sein mit der Vergasung ...«

Und eine junge Frau sagte: »Werden nicht viele bei ihm kaufen ...«

Und ein anderer Mann sagte: »Ich kannte einen Juden, der war in Ordnung, bestimmt, der war nicht schlecht ...«

Und ein dritter Mann rief: »Ein weißer Rabe!«

Und eine alte Frau sagte: »Hier war früher Gavriel. Ich habe bis 1935 viel bei ihm gekauft. Muss sagen: seine Sachen waren gut und preiswert, wirklich. Aber dann konnte man ja nicht mehr bei denen kaufen, sonst ...«

Und eine Stimme rief: »Haben doch gemacht Reibach!«

Und alle, alle lachten.

Und keiner empörte sich über das Schild – keiner!

Jakob Gavriel drängte sich durch die Menschen auf die Straße. Seine Augen waren aufgerissen vor Entsetzen. Er taumelte auf die Fahrbahn, achtete nicht auf die vorbeirausenden Autos, stand einen Augenblick still, die Hände immer noch zu Fäusten geballt, und dann hörte er, wie die alte Frau, die bis 1935 bei ihm Kundin gewesen war, plötzlich rief: »Da ist er ja, der Gavriel, da ist er ja!«

Jakob Gavriel rannte los. Er rannte, wie er noch nie in seinem Leben gerannt war. Sein keuchender Mund zitterte, seine Augen waren fast blind, er verlor seinen Hut – er rannte weiter –, ein Auto bremste kreischend, Passanten blieben stehen und riefen etwas – er rannte –, ein Polizist wollte ihm den Weg versperren, so wie man ein durchgehendes Pferd aufhält, die Arme gespreizt, Gavriel aber nahm alle Kraft zusammen und schlug einen Haken, wechselte auf die andere Straßenseite hinüber, rannte mit vorgeneigtem Kopf, er rannte die lange funkelnde Straße zurück, an deren Anfang der rettende Bahnhof lag.

Kalkweiß im Gesicht, mit bebenden Händen, löste er am Schalter eine Fahrkarte nach Paris, wartete das Wechselgeld nicht ab, versammelte nochmal alle Kraft, hetzte auf

den Bahnsteig, sprang in einen Zug, der westwärts fuhr, und er konnte sich noch gerade in dem leeren Abteil auf die Bank fallen lassen, dann verlor er das Bewusstsein. Zwischen Ankunft des Zuges in Paris und der Abfahrt des Zuges zur französischen Küste telegraphierte Jakob Gavriel seinem Rechtsanwalt: – GESCHÄFT UMGEHEND VERKAUFEN – STOP – AUCH MIT VERLUST.

Die gläubige Stadt

Mir fiel auf, dass ich der einzige war, der den Zug verließ, dass hingegen viele Reisende mit schwerem Gepäck einstiegen. Der Beamte an der Sperre musterte mich scharf, dann prüfte er meine Rückfahrkarte und gab sie mir zögernd zurück. Vorerst begriff ich noch nicht, doch dann, als ich die Gesichter der Menschen auf dem Bahnhofsvorplatz sah, entdeckte ich in ihnen allen einen Ausdruck fanatischer Gläubigkeit.

Im Hotel, das dem Bahnhof gegenüber lag, fragte man mich sofort, ob ich auch glaube, und als ich verwundert den Kopf schüttelte, sagte man mir, es sei kein Zimmer frei. Im nächsten Hotel nickte ich auf dieselbe Frage und bekam ein Zimmer, das mit allen Gerätschaften des Glaubens ausgestattet war.

Nachdem ich mich ein wenig gewaschen hatte – das Wasser roch merkwürdig feierlich –, bummelte ich durch die Straßen der kleinen Stadt, betrat dann einen Tabakladen und verlangte eine Packung Zigaretten. Eine fette blasse Frau, offenbar die Besitzerin, fragte mich sofort: »Glauben Sie auch?«

Diesmal verneinte ich wieder, und da legte sie die Packung, die sie schon in der Hand hielt, zurück ins Regal. Immer noch mehr belustigt als verärgert, fragte ich: »Dürfen denn hier nur Gläubige rauchen?«

Ihre Antwort klang fest, sie sagte nur: »So ist es.«

Da sie nicht so aussah, als sei sie umzustimmen, verließ ich den Laden, nun schon leicht gereizt, wie ich es übrigens immer bin, wenn ich keine Zigaretten in der Tasche habe.

Ich ging in ein Restaurant, setzte mich an einen Tisch und winkte dem Kellner, einem älteren Mann, dessen gläubige Augen sogar nicht zu seinem Beruf passten. Er kam, verneigte sich feierlich vor mir, und ich sagte ihm, er möge

mir ein Schweineschnitzel, Kartoffeln, Salat, ein Glas Wein und Zigaretten bringen.

»Bitte sehr, mein Herr«, sagte der Kellner, ich atmete schon erleichtert auf, doch er fügte mit leiser Stimme hinzu: »Zuvor jedoch eine Frage: Glauben Sie auch?«

»Nein«, sagte ich, diesmal ziemlich ungehalten.

Der Kellner wackelte missbilligend mit dem Kopf und flüsterte: »Ich hab's Ihnen angesehen. Wenn einer nicht glaubt, sehe ich das immer. Leider kann ich Sie nicht bedienen, mein Herr!«

»Nun hören Sie mal«, sagte ich mühsam beherrscht, »ich komme aus einer Stadt, in der nicht jeder glauben muss.«

»Das ist ja entsetzlich!«, rief der Kellner und legte seine blaugeäderte Hand vor die Augen.

»Entsetzlich oder nicht«, sagte ich, »jedenfalls bekommt dort jeder etwas zu essen, wenn er hungrig ist.«

Tieferntst entgegnete der Kellner: »Wer nicht glaubt, soll verhungern.«

Ich unterdrückte meine Empörung, sagte vielmehr: »Da werden sicher viele Bürger Ihre Stadt verlassen oder heucheln.«

Ein geradezu missionarisches Lächeln verklärte das Gesicht des Kellners, als er nun sagte: »Da irren Sie, mein Herr. Keiner verlässt unsere Stadt, weil er nicht glauben will oder kann. Und Heuchler werden sofort überführt. Man erkennt sie an den Augen, mein Herr, an den Augen.«

Gern hätte ich nun die vielen Abreisenden mit dem schweren Gepäck erwähnt, aber mein Hunger zwang mich zu dem Versuch, ihn zu überreden. Ich sagte: »Bitte, machen Sie eine Ausnahme. Bringen Sie mir wenigstens ein Stück Brot!«

»Nicht möglich, mein Herr«, sagte der Kellner milde. »Es sei denn, Sie würden sich aufrichtig zu unserem Glauben bekennen.«

»Zu einem solchen Glauben?!«, rief ich höhnisch, stand auf und verließ grußlos das Restaurant.

Es gab da eine Würstchenbude. Ich riss meine Augen weit auf, weil ich mir vorstellte, dadurch sehr gläubig zu erscheinen. Aber der junge blonde Mann, der die Würstchen verkaufte, lächelte nur überlegen, als ich drei Würstchen forderte.

»Sie sind doch ungläubig«, sagte er mir auf den Kopf zu. »Warum glauben Sie nicht?«

»Ich gehöre zu den Menschen, die nur das glauben, was sie sehen, fühlen oder schmecken können«, sagte ich unbeherrscht laut.

»Der wahre Glaube braucht keine derartigen Beweise«, belehrte mich der junge Mann.

»Warum verlangen Sie dann eine Erklärung für meinen Unglauben?«, fragte ich.

Doch der Würstchenverkäufer antwortete nicht mehr, er starrte jetzt an mir vorbei auf die Straße, ich war für ihn nicht mehr vorhanden.

Um meinen Hunger betäuben zu können, ging ich in ein Kino. Die Kartenverkäuferin an der Kasse winkte ab, kaum dass ich vor dem Schalter stand. »Sie glauben ja nicht«, sagte sie geringschätzig.

»Aber natürlich glaube ich«, sagte ich mit gespielter Würde.

Doch sie schüttelte nur den Kopf und sagte: »Lügen Sie nicht so schamlos. Wir wissen schon Bescheid.«

Es gab nun für mich keinen Zweifel mehr daran, dass irgendein städtischer Nachrichtendienst jedermann über meine Glaubenslosigkeit aufgeklärt hatte. Also wanderte ich zu meinem Hotel zurück. Dort stand mein gepackter Koffer in der Empfangshalle. Der Hotelier eilte mit hochrotem Kopf auf mich zu und sagte erregt: »Wie können Sie es wagen, falsche Angaben zu machen? Sie sind ja gar kein Gläubiger. Hier, nehmen Sie Ihren Koffer und verschwinden Sie auf der Stelle!«

Es hatte keinen Zweck, eine Diskussion vom Zaun zu brechen, deshalb verließ ich das Hotel. Auf der Straße erwartete mich ein Polizist, er verstellte mir den Weg und forderte meinen Personalausweis. Schweigend gehorchte ich. Er notierte sich die Nummer und sagte dann: »Ihr nächster Zug fährt in fünfzehn Minuten. Klar?« »Klar«, sagte ich.

Alle Menschen, die mir auf dem Weg zum Bahnhof begegneten, blickten mich strafend an; sie wussten tatsächlich schon Bescheid. Unwillkürlich wich ich ihren Blicken aus, dafür sah ich in den Fenstern der Häuser ungewöhnlich viele Schilder mit der Aufschrift: »Zu vermieten. Nur an Gläubige.«

Zwischen zahlreichen Reisenden mit schwerem Gepäck – sie alle strebten dem Bahnsteig zu – erreichte ich die Sperre. Der Beamte grinste triumphierend, während er meine Karte lochte. Aus dem einfahrenden Zug stieg diesmal keiner aus, viele, auch ich, stiegen ein. Ich war heilfroh, die gläubige Stadt wieder verlassen zu können. Warum war ich überhaupt hingefahren? Ich hatte dort nichts zu suchen. Gar nichts!

Der günstigste Tag

Am Samstag, dem 26. August 1944, wurde Blanche Pepin erschossen. Leider erfuhr ich erst eine Woche später davon. Wäre ich sofort am Tatort gewesen, hätte sich wahrscheinlich manches anders entwickelt.

An jenem denkwürdigen Samstag verloren viele ihr Leben. Die deutsche Besatzung von Paris hatte kapituliert, und in den Straßen drängte sich die jubelnde Bevölkerung. Sie jubelte vor allem dem General de Gaulle zu, der an der Spitze seiner Truppen über die Champs Élysée paradierte. Auch ich marschierte über die Champs Élysée, doch nicht als regulärer Soldat, sondern als Führer einer Widerstandsgruppe. Wir hielten unsere Gewehre und Maschinenpistolen schussbereit, denn von den Dächern schossen gelegentlich immer noch die Männer der verräterischen Vichy-Miliz. Neben mir fiel mein Freund René, mit dem ich seit 1941 alle Gefahren glücklich bestanden hatte. So wurde dieser triumphale Tag für mich ein Tag schmerzlicher Trauer.

Anfang September 1944, genau an meinem dreiundvierzigsten Geburtstag, bat man mich, zum Quai des Orfèvres zu kommen. Es war eigentümlich, nach drei turbulenten Jahren wieder das alte Gebäude zu betreten, in dem ich vor dem Krieg gearbeitet hatte. Ein paar alte Kollegen waren schon versammelt, sie behandelten mich wie einen Helden, weil ich ein paar wichtige Brücken in der Provinz gesprengt hatte. Viele Kollegen fehlten, sie waren gefallen oder saßen im Gefängnis, weil sie mit den Deutschen kollaboriert hatten. Mein alter Chef, Cardot, bot mir die Leitung des Morddezernats an. Ich freute mich nicht so darüber, wie ich mich vor dem Krieg darüber gefreut hätte. Irgendwie hatte ich in den vergangenen Jahren das Interesse an meiner Karriere verloren. Unfreiheit und Tod hatten mich gelehrt, dass es Wichtigeres gab als eine Karriere.

Im Großen und Ganzen war ich froh, wieder ein geregeltes Leben beginnen zu können. Es war allerdings nicht leicht, sich daran zu gewöhnen. Mein Dezernat war noch ein Provisorium, es fehlte an Mitarbeitern, und so musste ich bis in die Nächte hinein Anzeigen und Akten prüfen. Es handelte sich vorwiegend um Morde, die in den Tagen der Befreiung begangen worden waren. Ich erschrak über die hohe Zahl. Ganz zweifellos waren diese chaotischen Tage von vielen genutzt worden, alte Rechnungen zu begleichen. Eine Waffe besaß fast jeder, und die Polizei war untergetaucht.

Plötzlich stieß ich auf eine Meldung, die mich erschreckte. Blanche Pepin war erschossen worden! Mir ging das besonders nahe, weil ich sie gekannt hatte. Ihr Vater, Maxime Pepin, der Mitinhaber einer Kugellagerfabrik, hatte sich nach der Besetzung geweigert, für die Deutschen zu arbeiten. Sein Teilhaber, Gustave Filon, hätte zwar gern weiterhin Geschäfte gemacht, doch ohne Pepins Zustimmung musste er darauf verzichten. Die Fabrik wurde natürlich beschlagnahmt.

Pepin hatte uns Widerstandskämpfern oft geholfen, er war unser Spezialist für die Beschaffung von Sprengstoff gewesen. Ein paarmal hatte ich heimlich Sprengstoffpakete aus seiner Wohnung in der Avenue Kleber abgeholt, ich war über die Feuerleiter hinauf- und hinuntergeklettert, weil im Parterre ein deutscher Oberst gewohnt hatte, der sich von einem Posten bewachen ließ. Bei einem solchen Besuch hatte ich Blanche kennengelernt. Sie war damals siebzehn Jahre alt und schon so hübsch, dass ein unverheirateter Mann wie ich angenehm von ihr träumen konnte. Kaum hatte ich die Meldung gelesen, setzte ich mich in den uralten Dienst-Citroën und fuhr zur Avenue Kleber. Diesmal benutzte ich die beiden Treppen, um zu Pepins Wohnung in den obersten Stock zu gelangen. Der Fahrstuhl war kaputt. Maxime Pepin öffnete und führte mich ins Wohnzimmer. Die ganze Wohnung machte einen

verwahrlosten Eindruck, auch Pepin schien sich nicht mehr darum zu kümmern, wie er aussah. Ich hatte ihn als glattrasierten, stets wohlgepflegten Mann in Erinnerung. Jetzt sah er wie ein verkommener Greis aus. »Ich arbeite wieder am Quai des Orfèvres«, sagte ich.

»Sie kommen wegen Blanche?«, sagte Pepin und gab sich große Mühe, die Tränen zu unterdrücken.

»Ja«, sagte ich.

»Ich – ich habe sie mehr geliebt als alles auf der Welt«, sagte Pepin, und nun strömten Tränen aus seinen blassgrauen Augen. Ich wusste, dass er seine Tochter sehr geliebt hatte, wusste auch, dass Pepins Frau seit Jahren tot war und dass es Pepins Hoffnung gewesen war, Blanche könne dereinst seine Nachfolgerin in der Fabrik werden.

»Ja, sie war ein wunderbares Mädchen«, sagte ich.

Pepin schlug verzweifelt die Fäuste gegeneinander und rief: »Hätte ich mich doch nicht von Filon überreden lassen, zur Einzugsparade zu gehen.«

»Warum ist Blanche nicht mitgegangen«, fragte ich.

»Sie wollte ihren Deserteur nicht verlassen«, sagte Pepin.

»Deserteur?«, fragte ich verblüfft.

»Ja, das muss ich Ihnen erzählen«, sagte Pepin. »Im Oktober 43 brachte Blanche eines Abends einen jungen deutschen Soldaten in unsere Wohnung. Sie hatte ihn in der Nationalbibliothek kennengelernt. Sie sagte mir, der junge Soldat sei entschlossen zu desertieren, und sie bat mich, ihn bei uns verstecken zu dürfen.«

»Das war gefährlich«, sagte ich. »Unten wohnte doch dieser Oberst.«

Pepin nickte. »Eben weil er dort wohnte, verringerte sich die Gefahr einer Entdeckung.« »Richtig«, sagte ich.

»Der junge Deutsche«, fuhr Pepin fort, »sprach gut Französisch, ich unterhielt mich lange mit ihm, und er nannte mir viele Gründe für seinen Entschluss. Wenn es je für einen deutschen Soldaten Gründe zur Desertion gegeben hat, dann in diesem Krieg.«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte ich zu.

»Ja. Deshalb zögerte ich auch nicht, ihm ein Versteck auf dem Dachboden einzurichten. Wir haben dort ein kleines Zimmer, in dem vor dem Krieg unser Hausmädchen wohnte. Blanche war mit Begeisterung bei der Sache, sie versorgte ihn mit Essen, Zigaretten und Büchern. Oft schlich sie sich die Bodentreppe hinauf und leistete ihm Gesellschaft. Ich glaube, die beiden liebten sich ...«

Pepin betrachtete nachdenklich seine schmutzigen Finger. Ich merkte ihm an, dass er mit dieser Liebe nicht ganz einverstanden gewesen war. Vermutlich nur deshalb nicht einverstanden, weil er seine Tochter mit keinem hatte teilen wollen. Pepin, das wusste ich, war kein Chauvinist, seine Feindschaft zu den Deutschen war nicht fanatisch, oft hatte er uns Widerstandskämpfer daran erinnert, dass nicht alle deutschen Soldaten freiwillig Krieg gegen Frankreich führten.

»Was geschah mit dem Deutschen?«

Pepin blickte mich überrascht an. »Stand das denn nicht in der Anzeige?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Er wurde mit Blanche zusammen erschossen«, sagte Pepin verbittert. »Oben in der Dachkammer. Die Mörder haben wohl gedacht, der Deutsche habe sich vor den alliierten Truppen versteckt. Wie man hört, haben das viele deutsche Soldaten getan.«

»Ja«, sagte ich. »Diejenigen, die man aufstöberte, wurden von der wütenden Menge verprügelt oder sogar umgebracht.«

»Hier handelte es sich aber um einen Deserteur, also um einen Verbündeten Frankreichs!«, rief Pepin.

»Vielleicht ein tragischer Irrtum?«, sagte ich. »Wäre ich doch zu Hause gewesen!«, sagte Pepin verzweifelt.

»Ich hätte die Leute von der Wahrheit überzeugen können. Schließlich wusste man, dass ich Widerstand geleistet hatte.«

Wir schwiegen längere Zeit.

Endlich sagte Pepin: »Dabei waren wir drei an diesem Tag so glücklich. Der Deutsche freute sich noch mehr über die Befreiung als wir. Er glaubte, nun sei alle Gefahr für ihn vorüber. Schließlich hatten die deutschen Militärbehörden bestimmt nach ihm gefahndet. Auf Desertion stand Tod durch Erschießen. – Wir beschlossen, ihn noch solange zu verbergen, bis sich die Aufregung der Befreiung gelegt haben würde. Dann wollte er sich bei den Amerikanern melden.« »Wer – außer Ihnen und Blanche – wusste eigentlich, dass sich der Deutsche bei Ihnen versteckt hielt?«

»Außer meinem Teilhaber Filon wusste niemand davon.«
»Zu Beginn der Besetzung hörte ich, Filon hätte ganz gern mit den Deutschen Geschäfte gemacht.«

»Ach ja«, sagte Pepin wegwerfend, »das mag schon sein. Er ist eben ein leidenschaftlicher Geschäftemacher, und ich habe das nie beklagt. Nachdem ich ihm klargemacht hatte, dass man den Feind nicht unterstützen dürfe und dass, falls er es tue, unsere Fabrik nach der Befreiung erledigt sein würde, zog er sich sofort zurück. Ich kenne ihn seit vierundzwanzig Jahren. Sein Charakter ist ein wenig schwach, aber ein Verräter wäre er sicher nicht geworden.«

»Vielleicht hat er anderen von dem Deserteur erzählt?«

»In dem Fall wären hier deutsche Feldpolizisten erschienen. Die Mörder müssen aber Franzosen gewesen sein. Und die wiederum hätten doch keinen Deserteur erschossen!«

»Gewiss«, sagte ich. »Wenn man davon absieht, dass es einige Leute gab, die sich während der Besetzung indifferent verhielten und nun gefahrlos auch ein wenig die Helden spielen wollten.«

Pepin presste seine Hände gegen den Kopf und schluckte schwer. »Soviel ich weiß, hat Gustave Filon einen Sohn«, sagte ich. »Ja, Pierre.«

»Könnte er von dem Deserteur gehört haben?«

»Möglich.«

Ein paar Minuten überlegte ich, dann fragte ich: »Wenn Sie sterben sollten, wer erbt dann Ihren Anteil an der Fabrik?«

»Keiner«, sagte Pepin leise. »Nachdem Blanche tot ist – keiner. Filon und ich haben nach der Geburt unserer Kinder einen Vertrag abgeschlossen, in dem es heißt, dass nur unsere direkten Nachkommen erben können. Das Werk sollte nicht zerstückelt werden.«

»Und nun?«, fragte ich.

»Ja, falls einer von uns ohne Erben sterben wird, wie ich es nun irgendwann tun werde, soll die ganze Fabrik an den überlebenden Teilhaber fallen.«

»Mit anderen Worten, nach Ihrem und Filons Tod würde Pierre Alleinerbe.«

»Ja, so wird es wohl kommen.«

»Wissen Sie, wo sich Pierre am 26. August aufhielt?«

Pepin winkte müde ab. »Sie sind auf der falschen Spur, mein Freund. Pierre ist nicht der Mörder. Er war damals in Tours und machte Geschäfte mit alten Wehrmachtautos. Er ist seinem Vater nachgeschlagen, denkt nur an Geschäfte.«

»Nachdem Ihre Fabrik nun wieder freigegeben worden ist, kann so ein junger Mann ja nur nützlich sein«, sagte ich.

»Bestimmt. Er wird sich um die Materialbeschaffung kümmern. Das ist jetzt das Hauptproblem.«

»Lebt er nun wieder bei seinen Eltern?«

»Ja, natürlich. Er kam vor drei Tagen.«

Ich erhob mich, um zu gehen. Pepin fragte mich noch, ob ich die Dachkammer sehen wolle, aber ich hatte keine Lust dazu. Spuren, die mir helfen konnten, würde ich sowieso nicht mehr finden. Außerdem hatte ich einen so festen Verdacht, dass ich glaubte, den Mörder nach kurzer Zeit überführen zu können. Ich verabschiedete mich von Pepin und fuhr sofort zur Rue Legendre, wo die Filons wohnten.

Madame Filon öffnete mir die Etagentür. Um sie nicht zu erschrecken, sagte ich ihr, ich müsse ihren Sohn geschäftlich sprechen. Das schien sie stolz zu machen, sie führte mich in sein Zimmer und ließ uns allein.

Pierre war ein smarterer Bursche. Er trug einen eleganten Anzug und roch nach herbem Parfüm. Trotz der Not, die überall im Lande herrschte, machte er nicht den Eindruck, jemals Hunger gelitten zu haben. Ich machte keine verbindlichen Umstände, sondern fragte sofort: »Wo haben Sie sich am 26. August aufgehalten?«

»Sie sind Polizist?«, fragte Pierre.

Ich zeigte ihm schweigend meine neue Legitimation.

Er grinste und zündete sich eine amerikanische Zigarette an. Dann sagte er: »An diesem Tag war ich natürlich in Pepins Wohnung und habe Blanche und ihren Boche umgebracht. Es lag mir nämlich außerordentlich viel daran, später mal die ganze Fabrik zu erben.« »Gut, dann betrachten Sie sich als verhaftet«, sagte ich trocken.

Pierres Gesicht blieb kühl und glatt, als er sagte: »Wie schön, dass wir schon wieder eine so tüchtige Polizei haben!« Dann setzte er sich lässig an einen Schreibtisch und schrieb drei Namen auf ein Blatt Papier. »Hier«, sagte er, indem er mir den Zettel gab, »das sind die Zeugen, mit denen ich am 26. in Tours zusammen war. Und nun ziehen Sie ab, aber schnell, wenn ich bitten darf!« »Die Adressen können Sie nicht angeben?«, fragte ich.

Pierre lachte höhnisch auf. »Auch das noch!«, rief er. »Haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz?«

»Doch. Und Sie werden meinen Ehrgeiz noch verfluchen!« Mit dieser gewagten Prophezeiung verließ ich ihn. Am nächsten Tag fuhr ich nach Tours. Pierre hatte mir zwei Männer- und einen Mädchennamen notiert. Meine Kollegen in Tours gaben sich viel Mühe, doch sie konnten mir nur die Adresse des Mädchens beschaffen. Das Mädchen hieß Arlette Morlot und war die Tochter eines Rechtsanwalts. Ich besuchte sie und musste zugeben, dass Pierre

keinen schlechten Geschmack hatte. Arlette bestätigte, sie sei am Nachmittag des 26. August mit Pierre zusammen gewesen. Ich fragte sie, ob sie auch die beiden Männer kenne, und nannte ihr die Namen. Sie schüttelte den hübschen Kopf und sagte: »Pierre brachte mich nie mit seinen Freunden zusammen. Er ist eifersüchtig, wissen Sie.« Eigentlich gab es für mich keinen Anlass, Arlettes Aussage zu misstrauen, und doch war ich sicher, dass sie mich belog. »Haben Sie mit Pierre ein Café besucht?«, fragte ich. »Nein«, antwortete Arlette und lächelte. »Wer könnten Sie denn an jenem Tag gesehen haben?« »Ich hoffe, keiner!«, sagte Arlette. »Meine Eltern waren bei Freunden. Sie verstehen?« »Halb und halb.« »Formulieren wir es so: Ich empfing Pierre auf meinem Zimmer.« Das war ein mir altvertrautes Alibi. Dutzende von Ganovenliebchen hatten auf diese Weise ihren Liebhaber gedeckt und tun es noch. Und so wenig ich das auch immer geglaubt habe, konnte ich doch nichts dagegen machen. So auch diesmal. Nach wie vor war ich von Pierres Schuld überzeugt. Er hatte mit Autos gehandelt, musste eins besessen haben, war also in der Lage gewesen, die 220 Kilometer von Tours nach Paris und zurück in einem Tag zu schaffen. Wieder in Paris widmete ich meine freie Zeit diesem Mordfall. Ich besichtigte die Dachkammer, fand eingetrocknete Blutspuren, mehr aber nicht. Ich ging sogar zum Friedhof, wo Blanche begraben worden war. Und nicht nur Blanche. Auch der Deutsche ruhte hier – neben ihr. Indizien fand ich keine. In jenen Monaten fand man überhaupt kaum Indizien. Viele Mörder gingen strafflos aus. Nach fünf Monaten gab ich auf. Maxime Pepin starb 1950. Er hatte sich nie wieder um die Fabrik gekümmert. Dafür hatten das umso emsiger die Filons getan. Kugellager wurden massenhaft benötigt. Pierre, so hörte ich, war die Seele der Werke geworden. Angeblich hatte er auch geheiratet.

1965 ließ ich mich pensionieren. Ich hatte das Gefühl, genug fürs Vaterland geleistet zu haben. Längst verschüttet geglaubte Interessen erwachten wieder in mir. Wie in meiner Studentenzeit widmete ich mich nun der Suche nach alten, kostbaren Büchern. Mein inzwischen geschulter Spürsinn kam mir zustatten. Ich verbrachte ganze Tage in den Bücher-Antiquariaten im Saint-Germain-Viertel und kontrollierte regelmäßig die Bücherstände an der Seine. Manch seltenen Fund konnte ich so erwerben.

Im Frühjahr 1966 las ich im »Figaro«, dass auch Gustave Filon gestorben war. Der Nachruf bezeichnete ihn als einen der erfolgreichsten Fabrikanten Frankreichs. Außerdem hieß es da, Filon habe während des Krieges in mutiger Weise die Widerstandsbewegung unterstützt. Das war eine glatte Lüge. Maxime Pepin gebührte dieser Ruhm. Filon hatte uns nie geholfen. In einer Todesanzeige las ich, dass Pierres Frau eine geborene Morlot war und Arlette hieß.

Mehr denn je stand für mich fest, wer Blanche's Mörder war. Wäre ich noch im Dienst gewesen, hätte ich versucht, den Fall wieder aufzurollen. Ich dachte sogar daran, ihn auf eigene Faust zu verfolgen. Doch dieser Gedanke versickerte wieder. Immerhin war ich schon 63 Jahre alt und hatte mich an ein Leben ohne Aufregungen gewöhnt. Blanche und der junge Deutsche waren tot, daran konnte nichts mehr geändert werden. Diese Einstellung zeigte, wie wenig von einem Kriminalkommissar übriggeblieben war. Bis zu meiner Pensionierung hatte ich anders gedacht, damals war ich wild darauf gewesen, für Sühne zu sorgen.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis in mir wieder der Kriminalkommissar erwachte. Ich hatte mir eine guterhaltene, wertvolle Gesamtausgabe der Werke Michel de Montaigne's gekauft. Der Händler schickte mir die Bücher in die Wohnung, und ich nahm jeden der sechs Bände liebevoll in die Hand, beschnupperte ihn – ich

schätze den Geruch alter Bücher sehr – und blätterte ihn durch. In jedes Buch war mit einer altmodischen Handschrift der Name »Maurice Rémonencq« geschrieben, der Name des ersten Besitzers. Als ich den Band V durchblät- terte, stieß ich plötzlich auf einen eingelegten Zettel. Schon oft hatte ich in alten Büchern Botschaften aus der Vergangenheit gefunden, meist Liebesbriefe, einen davon aus dem Jahre 1802. Dies war jedoch alles andere als ein Liebesbrief, es war eine hastig hingekritzelt Notiz, die ich nicht ohne Mühe entzifferte. Kaum hatte ich begriffen, was auf dem Zettel stand, befiel mich große Erregung. Hier ist der Text: »Alles klar, Vater! P.s Erbin beseitigt. In wenigen Jahren wird die Fabrik uns gehören. Muss sofort zurück nach Tours. In Eile – Dein Pierre.«

Zwanzig Minuten später stand ich im Antiquariat vor dem weißbärtigen Besitzer und fragte mit drängender Stimme: »Von wem haben Sie die Montaigne-Ausgabe gekauft?«

Der Alte lächelte mich erstaunt an und sagte: »Sie sind ja ganz aufgeregt. Ja, nun warten Sie mal. Ja, das war Filon junior. Er rief mich nach dem Tod seines Vaters an und forderte mich auf, ihm ein Angebot für eine Menge alter Bücher zu machen. Er brauche Platz, sagte er. Diese jungen Geldverdiener haben keinen Respekt mehr vor alten Büchern. Ist ein Jammer, wenngleich ich natürlich ...« Es war die Art des alten Buchhändlers, endlos an seinen Gedanken zu spinnen. Ich ließ ihn einfach stehen, nahm ein Taxi und fuhr zum Quai des Orfèvres. Dort empfing man mich mit jener gutmütigen Verlegenheit, die alle Ämter ihren Pensionären entgegenbringen. Mein Nachfolger, ein ganz ungewöhnlich energischer Mensch, hörte mich trotzdem aufmerksam an und ließ sich die verstaubte Akte »Blanche Pepin« bringen.

»Was ich damals schon ahnte, stimmt also«, sagte ich. »Der alte Filon war der Komplize seines Sohnes, wenn nicht gar der Anstifter zum Mord. Er wählte einen günstigen Tag, vielleicht den günstigsten seit dem Aufstand der

Pariser Kommune im Jahr 1871. Irgendwie muss er mit seinem Sohn Verbindung gehabt haben. Nicht alle Telefonleitungen waren gestört. Pierre setzte sich also in sein Auto und fuhr von Tours hierher. Es traf sich gut, dass an diesem 26. August die Einzugsparade stattfand. So hatte Gustave Filon einen triftigen Grund, seinen Teilhaber aufzufordern, mit ihm zu den Champs Élysée zu gehen.« Mein Nachfolger nickte und sagte: »Muss ein kaltblütiger Schuft gewesen sein, der alte Filon. Geht mit seinem Teilhaber, den er seit vierundzwanzig Jahren kennt, spazieren und weiß, dass in dieser Zeit dessen Tochter von seinem Sohn ermordet wird.«

»Ja«, sagte ich. »Dabei hielt Pepin ihn lediglich für einen schwachen Charakter.«

»Bisschen sehr schwach«, sagte mein Nachfolger.

»Pierre«, fuhr ich in meiner Beweisführung fort, »kam nach dem Doppelmord nochmal in Filons Wohnung zurück und schrieb diese Notiz.«

»Damit der Vater auch richtig stolz auf seinen Sohn sein konnte«, sagte mein Nachfolger.

»Genau. Pierre ist eitel. Ich schätze, dass Madame Filon nichts von all dem wusste. Pierre wird den Zettel auf seines Vaters Schreibtisch gelegt haben und dann zurück nach Tours gefahren sein. Der Vater, der ja kein Berufsverbrecher war, hat den Zettel mit Befriedigung gelesen und ihn dann in den Band V der Montaigne-Ausgabe gelegt. Vielleicht sollte er ihn später mal an diese glückliche Stunde erinnern.«

»Und später hat er ihn vergessen«, folgerte mein Nachfolger messerscharf.

»Genau«, sagte ich.

»Schade, dass der alte Filon nicht mehr lebt.«

»Wenn er noch lebte, hätte ich den Zettel nicht gefunden.« Mein Nachfolger nickte.

»Darf ich mitkommen, wenn Sie Pierre verhaften?«, fragte ich.

»Natürlich«, sagte mein Nachfolger jovial. »Sie haben den Fall seinerzeit bearbeitet und jetzt gelöst. Ich nehme Sie mit.«

»Wenn Sie den Verhaftungsbefehl besorgen, bringen Sie auch gleich einen für Arlette Filon mit. Sie ist mitschuldig, weil sie mich getäuscht hat.«

Nach einer Stunde konnten wir losfahren. Die Filons wohnten jetzt in einer alten Villa am Bois de Boulogne. Ein Hausmädchen meldete uns an und führte uns dann in ein großes Zimmer. Dort saß Pierre hinter einem kostbaren Schreibtisch. Er war fett geworden und sah nun äußerst seriös aus.

»Na, immer noch vom Ehrgeiz getrieben?«, begrüßte er mich und lächelte höhnisch.

»Ja«, sagte ich. »Vor genau siebzehn Jahren prophezeite ich Ihnen, dass Sie meinen Ehrgeiz noch mal verfluchen würden. Heute ist es soweit.«

»Sie haben also den Mörder von Blanche Pepin gefunden?«

»So ist es.«

Für einen Augenblick blinzelte Pierre, dann sagte er: »Ja, die Mühlen der Polizei mahlen verdammt langsam. Wer ist denn das Ungeheuer?«

Ich bewunderte seine Kaltblütigkeit. Ich fragte: »Hieß einer Ihrer Vorfahren Maurice Rémonencq?«

»Ja, das war der Vater meiner Großmutter«, sagte Pierre mit gelangweilter Stimme.

Ich blickte zu meinem Nachfolger hinüber, und da er mir zunickte, sagte ich mit einiger Feierlichkeit: »Pierre Filon, wir klagen Sie an, am 26. August 1944 Blanche Pepin und einen deutschen Soldaten ermordet zu haben. Sie sind verhaftet!«

»Und Sie sind wahnsinnig!«, rief Pierre wütend. »Wo sind die Beweise? Bitte, wo sind sie?«

»Hier«, sagte ich und zeigte ihm aus sicherer Entfernung den Zettel. Pierre zog mit behenden Händen eine Brille

aus der Tasche, setzte sie auf und las. Plötzlich warf er sich über den Schreibtisch und griff nach dem Zettel. Ich hatte das erwartet und riss meine Hand hoch. Mein Nachfolger war mit wenigen energischen Schritten hinter ihm, zog ihn am Genick hoch und ließ die Handschellen um seine fetten Gelenke schnappen.

»Dieser Idiot!«, brüllte Pierre jetzt. »So ein Idiot war mein Vater! Wo haben Sie den Wisch gefunden?«

»In der Montaigne-Ausgabe Ihres Urgroßvaters«, sagte ich.

»Dieser Idiot!«, schrie Pierre, während mein Nachfolger ihn zur Tür schob.

In der Diele sagte ich zu dem entsetzten Hausmädchen: »Bitte, rufen Sie sofort Madame!«

Madame kam. Sie hatte sich ebenfalls sehr verändert – und nicht zu ihrem Vorteil. Sie sagte kein Wort. Möglich, dass sie als Tochter eines Rechtsanwalts sogar froh war, die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen zu sehen.

Pierre bekam dreißig Jahre Zuchthaus, seine Frau ein Jahr Gefängnis mit Bewährung. Man suchte und fand einen Neffen Pepins, dem die Hälfte der Fabrik als Erbteil zugesprochen wurde. Da der Neffe jedoch Maler war, fühlte er sich nicht imstande, eine Fabrik zu leiten. Deshalb verkaufte er seinen unverhofften Anteil zu einem fabelhaften Preis an einen Interessenten, der schon drei Fabriken besaß. So werden die reichen Leute immer reicher.

Nach dieser wichtigen Episode verlief mein Leben wieder in ruhigen Bahnen. Erst jetzt merkte ich, dass der ungeklärte Fall ständig an mir genagt hatte. Jetzt war mir wesentlich wohler. Und ich habe nie etwas mit mehr Genuss gelesen als die Werke von Michel de Montaigne.

Holger Diezemann: Kleinholz für Gelsenkirchen

Ein Schriftsteller zerkleinerte einen Baum, erfand einen Bildhauer und narrete eine Stadt

Ein koreanischer Karatekämpfer schlug in der Kohlfurter Straße in Westberlin mit einem Schlag ein Brett durch, setzte sich ins Taxi und verschwand. Der Hieb mit der Handkante war Auftakt einer Pop-Art-Ausstellung in dem Kreuzberger Künstlerlokal »Die kleine Weltlaterne«. Titel der Schau: »Harry Goldsmith – Pop 007«.

Goldsmith, so hieß es auf Plakaten, sei »ein Künstler aus New York, der zunächst Transportarbeiter, Barmixer, Schafhirte, Clown und Statist im Bond-Film »Liebesgrüße aus Moskau« gewesen« sei und der »in seiner letzten Ausstellung Objektagen aus Feischerhackklötzen und Metzgerschürzen in New York« gezeigt habe.

Doch den Harry Goldsmith, dessen Arbeiten von der Berliner Presse enthusiastisch gefeiert wurden, gab es gar nicht. Die vier Mitglieder der Grafikergruppe »Rixdorfer« hatten die Kritiker hereingelegt, die Objekte selber gefertigt und »damit die Pop-Art nach Kreuzberg gebracht«.

Vier Jahre nach dem Schelmenstreich in Westberlin fiel im Garten des Schriftstellers Ernst-Adolf Kunz, 46, in Gelsenkirchen-Buer bei einem Sturm eine 20 Jahre alte Robinie um. Kunz, der sich den Künstlernamen Philipp Wiebe zugelegt hat, rief eine Gärtnerei an und erfuhr, daß der Abtransport des akazienartigen Baumes 150 Mark kosten solle. Da kaufte er sich für zehn Mark eine Säge.

Der Hörspielautor und Romancier (*Vor unserer Tür*) zerkleinerte Stamm und Astwerk zunächst vor der Terrassentür, später im Keller. Obendrein fällte er noch ein kleines Ahornbäumchen. Das Stückwerk, das ihm Säge und Hobel in dreiwöchiger Arbeit lieferten, trocknete er im Bad, auf dem Boden und im Gästezimmer.

Dann griff der Heimwerker zum Pinsel, strich das Astwerk mit Silberbronze an, verschönte einige Zweige und Schnittflächen mit Zinnoberrot und rief den Leiter der Städtischen Kunstsammlung Gelsenkirchen, Dr. Rainer Kabel, an.

Kabel kam, sah das Kleinholz und erfuhr, es handele sich um Arbeiten des venezolanischen Bildhauers Miguel Remedios – eine, wie Wiebe ihm sagte, »von mir erfundene Figur«. Der Schriftsteller erläuterte seinen Einfall: »Wir brauchen Remedios als exotisches Aushängeschild für eine Ausstellung meiner Sägewerke. Mit dem Namen Wiebe ist kein Staat in Kunstkreisen zu machen.«

Sodann ließen der Schriftsteller und sein Kumpan Kabel einen befreundeten Lehrer mit gefärbtem Bart, Baskenmütze und Nickelbrille als Remedios für ein Katalog-Foto posieren, gaben den Holzstücken den Namen »Tree Art« (»Baumkunst«) und luden die Honoratioren Gelsenkirchens zur Ausstellungseröffnung ins Museum.

Kulturdezernent Heinrich Meya bedankte sich bewegt, als er für die Stadt einen »echten Remedios« geschenkt bekam, einen Holzklotz, der mit 350 Mark ausgezeichnet war. 14 Tage später aber, als 800 Ausstellungsbesucher gezählt, eingeweihte Fernsehleute aus Bremen die Reaktionen der Holzbetrachter mit der Kamera eingefangen hatten und der Schabernack ruchbar geworden war, drohte der Kulturdezernent dem Schriftsteller Wiebe mit einstweiligen Verfügungen und Zivilprozessen.

Denn Gelsenkirchen hatte immerhin 680 Mark für die »Remedios«-Schau ausgegeben. 500 Mark hatte die Versicherung der angemalten Äste bei der »Westfälischen Provinzial Versicherungsanstalt« gekostet, und 180 Mark hatte Wiebe als Honorar für einen einführenden Vortrag bekommen.

Wiebe aber, der »genügend Geld in der Tasche« hat, fürchtet sich nicht vor einem Prozeß: Nachdem der Bauunternehmer Hans Schreiner aus Buer in Leserbriefen an

Lokalzeitungen mitgeteilt hatte, er habe »Auf Grund der einschlägigen Paragraphen des Strafgesetzbuches Strafantrag gestellt«, bot ihm der Rechtsanwalt und Bänkelsänger Franz Josef Degenhardt aus Hamburg kostenlose Verteidigung an.

Wieviel Zündstoff noch in der Eulenspiegelei steckt, zeigt auch die Erklärung des Gelsenkirchener Oberstadtdirektors Dr. Hans-Georg König: »Wiebes Handeln kann man als Schelmerei ansehen. Was Dr. Kabel tat, ist jedoch eine Schweinerei. Er beging nicht nur einen Vertrauensbruch gegenüber seinem Arbeitgeber, sondern hat auch das Vertrauen der Öffentlichkeit und überdies Steuergelder mißbraucht.«

Der ehemalige Stadtkämmerer König kennt sich in solchen Fragen aus: 1964 wurde er zu 4.000 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er als Vorsitzender des Fußballclubs Schalke 04 Eintrittskarten zu Bundesligaspielen nicht verrechnet hatte.

(Stern, 13.12.1970)

Biographische Daten

Philipp Wiebe, Sohn eines bayerischen Holzkammschnitzers und dessen Tochter, wurde in der Sylvesternacht anno 1922/23 beim Schuhplattlern auf einer Tenne in Günzburg an der Donau gezeugt. Sein bürgerlicher Name ist Philomenus Wibl (das Pseudonym war also gewissermaßen darin vorausgewiesen) und die blutschänderische Herkunft ist heute noch an einem gemäßigten Kretinismus erkenntlich. Mit 14 Jahren erlernte Philipp Wiebe den ehrsam alpinistischen Beruf des Buterwaschers. Seine Erinnerungen aus dieser Zeit sind in Vorbereitung und versprechen nach ihrem Erscheinen eine Sensation eigener Art zu werden. – Später trieb es Wiebe – sein Beruf prädestinierte ihn dazu – zur Gynäkologie, wo er sich auf das geschickteste und kriminellste umtat. Sein Buch *Der Dammriss* wird demnächst in den USA verfilmt. Wiebe war der erste und einzige Gynäkologe, der den Damm mit einer elektrischen Singer-Nähmaschine nähte. – Nach dem Krieg, den er in rüden ungarischen Freiheitsbordellen verbrachte, wandte Wiebe sich freudig Freud zu und nähte Hosenlätze im Akkord. Diese Tätigkeit befriedigte ihn lange Jahre vollauf. – Auf dem Brüsten seiner diversen Geliebten schrieb er Nacht für Nacht an seinen ersten Stories, die dadurch die weiche, nachgiebige Note bekamen. Versuche, auf den nackten Hintern seiner Frauen zu schreiben, scheiterten, da sie sich nicht mit Wiebes sittlichem Ernst vertrugen. Aus dieser Zeit stammt die mit Recht so beachtete Wortschöpfung: ärschrechts! Wiebe heiratete ein junges Weib aus höchsten Kreisen und stellte mit ihm sämtliche orientalischen Liebesspiele in den Schatten. Wiebe lehnt es ab, ein Kind zu zeugen, da er das später mit seiner Tochter tun will. – Wiebe glaubt nicht an Gott, dafür aber an van de Velde. – Z.Zt. spielt er mit dem Gedanken, seine Zehen zu amputieren, da er deren Sinn nicht einzusehen vermag. Im Alter, so droht er, würde er

noch durchgreifendere Amputationen an seinem Körper vornehmen.

Aus all dem ist ersichtlich, dass Wiebes Arbeiten in keinem Käseblatt fehlen dürfen. Vom Euterwäscher zum Käseblatt ist es nur ein klitzekleiner Schritt. Wiebe schreibt z.Zt. das Buch: Felix Schull – eine Studie über die zu Unrecht verachteten Homosexuellen.

Selbstironisches Bewerbungsschreiben Wiebes, das seinen Zusendungen an Zeitungen und Zeitschriften beilag.

Nachwort

Philipp Wiebe ist in der Literaturgeschichte kaum noch bekannt. Eine gewisse Aufmerksamkeit erlangte er durch seine Bekanntschaft mit Heinrich Böll. Die nahe Freundschaft beider ist in 317 überlieferten Briefen dokumentiert.¹ In der wissenschaftlichen Wahrnehmung dieser Korrespondenz ist Wiebe jedoch kaum mehr als ein Stichwortgeber – das Interesse konzentrierte sich eindeutig auf Heinrich Böll, dessen frühes Schaffen in den Jahren 1945 bis 1953 in den Briefen eingehend beschrieben ist.

Die geringe Wahrnehmung Wiebes ist nachvollziehbar, fand Philipp Wiebe doch erst spät zum eigenen Schreiben. Es erschienen ein Roman, ein Erzählband und einige wenige Texte in Anthologien. Die weitaus größte Anzahl seiner Texte gelangte in anderer Form zur Veröffentlichung: in den Unterhaltungsbeilagen von Tageszeitungen. Da sie später nicht in Buchform publiziert wurden, verschwanden sie schnell aus dem literarischen Bewusstsein.

Wiebes Veröffentlichungen in diesen Second-Hand-Medien werfen einen Blick auf eine Gattung, die heute kaum noch wahrgenommen wird. In den 1950er Jahren bot fast jede regionale oder lokale Zeitung ihren Leserinnen und Lesern eine samstägliche Erzählerseite:

Die Seiten mußten gefüllt werden. Woche für Woche wurden im deutschen Feuilleton Hunderte von Erzählungen, Kurzgeschichten, Glossen, Betrachtungen und Erlebnisberichte gedruckt. Der Markt war unersättlich. 1954 wurden täglich 13,4 Millionen Zeitungen aufgelegt. Die Erzählerseite der Wochenendausgabe machten die Kulturredakteure neben ihrer täglichen Arbeit, neben dem aktuellen Feuilleton. Diese Arbeit schafften die Redakteure nur, wenn sie auf einen Fundus zurückgreifen konnten. Und nicht nur das: Sie mußten sich auf

¹ Herbert Hoven (Hg.): »Die Hoffnung ist wie ein wildes Tier.« *Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Ernst-Adolf Kunz 1945-1953*. Köln 1994.

die – zumindest durchschnittliche – Qualität der angebotenen Geschichten verlassen können. Und hier spielten die literarischen Agenturen eine Rolle, von denen es in den fünfziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ca. 15 bis 20 gegeben hat und die etwa 90% des Bedarfs der Redaktionen deckten.²

Autorinnen und Autoren boten solche Agenturen oft überlebensnotwendige Nebeneinnahmen. Das galt für Heinrich Böll ebenso wie später für Philipp Wiebe. Herbert Hoven konstatiert sogar: »Die These vom Rundfunk als dem hauptsächlichsten oder einzigen Mäzen der deutschen Nachkriegsliteratur läßt sich in Kenntnis des Zeitungsmarktes so nicht mehr halten.«³

Seit 1953 betrieben Wiebe und seine Frau Gunhilde selbst eine solche Textagentur, die »Ruhr-Story«. Sie verdankt ihre Entstehung dem Umstand, dass Heinrich Böll die zahlreichen, von Redaktionen an ihn herangetragenen Wünsche nach Kurzgeschichten nicht mehr selbst beantworten und abrechnen konnte. Böll war eindeutig das Zugpferd von »Ruhr-Story«. Er brachte noch andere Autorinnen und Autoren in die Agentur ein, darunter Paul Schallück, Milo Dor, Reinhard Federmann, Josef Reding, Josef Eberle, Günter Grass und Ilse Aichinger. Der Nachlassbestand zur »Ruhr-Story« im Deutschen Literaturarchiv Marbach weist über 70 Zeitungen und Zeitschriften nach, die von Wiebe und seiner Frau beliefert wurden – ein einträgliches Geschäft, mit dem das Ehepaar bis mindestens 1986 seinen Lebensunterhalt bestritt. Für die nachfolgende Zeit finden sich keine Zeugnisse mehr im Marbacher Bestand.

Über »Ruhr-Story« wurde Wiebe selbst zu einem professionellen Autor. Seine Stoffe waren beliebt und wurden von zahlreichen Zeitungen nachgefragt. Seine dritte Erzählung, *Er lebte in Paris*, die 1953 in *Welt der Arbeit*

² Ebd., S. 422.

³ Ebd., S. 424f.

erschien, wurde beispielsweise in einem Jahr viermal publiziert.⁴ Noch erfolgreicher war im selben Zeitraum *Nachts in der Mansarde*, ebenfalls aus *Welt der Arbeit*, mit neun Zweitveröffentlichungen. Im ersten Jahr seiner schriftstellerischen Tätigkeit wurden von Philipp Wiebe fast 50 Geschichten gedruckt. Er hatte, wie Hoven konstatierte, »seinen Job gefunden«.⁵

Wiebe war, wie sein Nachlass zeigt, ein produktiver und vielseitiger Autor. Wie Böll verband er mit seinen Kurzgeschichten gesellschaftspolitisch-aufklärerische Motive. Das galt vor allem hinsichtlich der Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs, des deutschen Faschismus und des Holocausts. Aber Wiebe konnte auch unterhaltsam und spannend schreiben, woran den Zeitungsredaktionen besonders gelegen war.

Er erzielte mit seinen Texten Achtungserfolge. Sein Erzählband *Vater badete jeden Tag* und sein Antikriegsroman *Vor unserer Tür* brachten es auf zwei Auflagen. Der letztgenannte Titel kam auf 25.000 verkaufte Exemplare und wurde 1963 zum ›Buch des Monats‹ gewählt. Hugo Ernst Käufer urteilte:

Dieser personen- und schicksalsreiche Roman ... redete wie kaum ein anderer ... der Zeit ins Gewissen, stellte unbequeme Fragen. Dabei verzichtete Wiebe auf jedes sprachliche Experiment. Ein Beitrag zur erzählenden zeitkritischen Literatur der ersten Nachkriegszeit, dessen Lektüre angesichts von Rechtsradikalismus, Fremden- und Judenhaß in der Gegenwart gar nicht oft genug empfohlen werden kann.⁶

Für die Geschichte *Die hohe Kunst der Boldarreks* erhielt Wiebe 1954 den Erzählerpreis des Süddeutschen Rundfunks. Im selben Jahr gewährte ihm der Bertelsmann

⁴ Vgl. ebd., S. 425f.

⁵ Ebd., S. 427.

⁶ Hugo Ernst Käufer: *Lesezeichen*. Düsseldorf 2001, S. 201-209, hier S. 205f.

Verlag ein Stipendium in Höhe von 400 DM, das für den notorisch verschuldeten Wiebe in finanzieller Hinsicht eminent wichtig war. Dass der renommierte Avantgardist Max Bense 1956 Wiebes Anti-Kriegs-Kurzgeschichte *Vielleicht würde es so kommen* in seiner Zeitschrift *Augenblick. Aesthetica, Philosophica, Polemica* nachdruckte⁷, spricht für Kunz' Wahrnehmung über den engen Ruhrgebiets-Teller- rand hinaus. Die Erzählung beschäftigte sogar den Bundestag und brachte Wiebe den Warschauer-Friedenspreis ein.⁸

Erwähnenswert ist ferner Wiebes Mitarbeit am Rundfunk. Insgesamt sind 37 Beiträge nachzuweisen⁹, zwanzig davon in der ARD-Hörspieldatenbank.¹⁰ Mit seinem multikulturellen Hörspiel *Die Brieftaube heißt ›Posta güvercini‹* trug er, wie der Rundfunkdokumentarist Achim Hahn herausstellt, Ende der 1970er Jahre dazu bei, ein neues Ruhrgebietshörspiel zu etablieren.¹¹ Es thematisiert die damalige Krise des Kohlenbergbaus vor dem Hinter-

⁷ Michael Klaus: »Eine aufgeschlossene Hörergemeinde dankte dem Vortragenden durch inneres Mitgehen«. *Autoren, Leser, Themen der Gelsenkirchener Nachkriegsliteratur*, in: Hartmut Hering, Hugo Ernst Käufer, Michael Klaus (Hg.): *Für uns begann harte Arbeit. Gelsenkirchener Nachkriegslesebuch*. Oberhausen 1986, S. 323-336, hier S. 334; Bense wurde daraufhin von Rezensenten angefeindet, vgl. Klaus 1986, ebd.

⁸ Herbert Knorr: *Gefangene Empfindungen fremd im eigenen Land! Wer war Philipp Wiebe? Lebensskizze des Gelsenkirchener Schriftstellers Ernst Adolf Kunz*, in: Konrad Ehlich (Hg.): *Sprache und Literatur an der Ruhr*. Essen 1995, S. 197-223, S. 213f.

⁹ Vgl. das von Klaus Scheibe zusammengestellte *Werkverzeichnis Philipp Wiebe*, in: *Gelsenkirchener Lebensbilder. Philipp Wiebe zum 70. Geburtstag am 19. September 1993*. Stadtbücherei Gelsenkirchen 1995, S. 95-116.

¹⁰ Vgl. <https://hoerspiele.dra.de/kurzinfo.php?SID>.

¹¹ Achim Hahn: *Das Ruhrgebietshörspiel der 60er und 70er Jahre*, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung 2*. Paderborn 1994, S. 49-75, hier S. 74.

grund unterschiedlicher Einwandererströme.¹² Wiebe arbeitete auch fürs Fernsehen. Sein erfolgreichstes Drehbuch war die Vorabendserie *Suleyken* nach dem Kurzgeschichten-Bestseller von Siegfried Lenz. »Mehrere Versuche, Filmdrehbücher zu finanzieren, scheiterten aber, obwohl Wiebe viele Fürsprecher fand. Er mußte sich stets um Aufträge kümmern und wurde dabei von potentiellen Auftraggebern nicht nur einmal schwer enttäuscht. Andererseits war er einfach nicht der ›Typ‹, sich auf den ›Betrieb‹ einzulassen, das zu machen, was verlangt wurde, und hatte keine Lust, wie er es einmal formulierte, ›den Kulturfrützen zu mimen‹. Anders ausgedrückt: Verbiegen lassen wollte er sich nicht.«¹³ Viel Unverständnis und langjährigen Ärger mit der Gelsenkirchener Stadtpolitik und Presse handelte sich Wiebe durch eine Art Happening ein, das in diesem Lesebuch im Beitrag von Holger Diezemann angesprochen wird.

Wiebes Nachlass zeigt, dass er ein geschickter Verwerter seiner Stoffe war. Dies lässt sich besonders an den Erzählungen des Bandes *Vater badete jeden Tag* festmachen. Sie erschienen in unterschiedlichsten Medien und waren darüber hinaus im Rundfunk zu hören. Auch wegen ihrer autobiografischen Bezüge bilden sie einen Schwerpunkt dieses Lesebuchs. Auf ähnliche Weise gelangten Kapitel aus Wiebes Roman *Vor unserer Tür* in Form von Kurzgeschichten zur Veröffentlichung. Aus diesem Kontext wurden *Stammtisch Harmonia* sowie *Und keiner empörte sich* in den vorliegenden Auswahlband aufgenommen. Der Grund für Wiebes ›Vielfelderwirtschaft‹ ist nicht in dem Umstand zu sehen, dass er auf möglichst vielen Literaturbühnen präsent sein wollte; er ist ausschließlich finanziell bedingt.

¹² Ebd.

¹³ Knorr 1995 (Anm. 8), S. 34f. Eine Auflistung von Wiebes Arbeiten fürs Fernsehen bietet die Wiebe-Bibliografie in den *Gelsenkirchener Lebensbildern*.

Wiebe war und blieb ein literarischer Einzelgänger. Er war, was aufgrund seines Wohnortes Gelsenkirchen nahelegend gewesen wäre, weder Mitglied der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen noch der Dortmunder Gruppe 61. In das von Hans-Jörg Loskill und Hugo Ernst Käufer 1977 erschienene lexikalische Kompendium *Sie schreiben in Gelsenkirchen* wollte er nicht aufgenommen werden. Er erklärte Käufer: »Die lokale Literaturszene interessiert mich überhaupt nicht, das geht doch kaum über Gelsenkirchen hinaus.«¹⁴ Jeder Insidertalk, jedes Personalitygetue waren ihm zuwider, er konzentrierte sich lieber auf sein eigenes Schreiben.

Ein weiterer Grund für Wiebes geringe Wahrnehmung ist, wie bereits anklagend, darin zu sehen, dass der Autor keine Kompromisse einging. Er stellte den mit seinem Schreiben verbundenen gesellschaftskritischen Anspruch über die finanzielle Verwertbarkeit seiner Stoffe. Vorabdrucke aus dem Roman *Vor unserer Tür* in der *Deutschen Zeitung* lösten in dieser Hinsicht einen Eklat aus, der vom Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL aufgegriffen wurde.¹⁵ Mit den im Roman angeschlagenen kritischen Tönen habe der Feuilletonredakteur Hans Daiber seiner Zeitung ein »politisches Kuckucksei« ins »rheinische Nest« gelegt, heißt es dort. Dem Kommentator des SPIEGEL zufolge bot Wiebes Text einen »allzu düsteren und drastischen Rückblick auf Kriegs-, Vorkriegs- und Nachkriegszeit, auf Judenmorde und Mitläufertum, auf Nazi-Mentalität, Kommißschikanen und Ostfront-Gemetzel«. Wiebe habe seine Genugtuung über die deutsche Niederlage bekundet und »regierungsfrommer Denkungsart zum Hohn, die Wehrkraftzersetzung von Deserteuren, Befehlsverweigerern und Selbstverstümmelern« gepriesen. Die Vorab-

¹⁴ Zitiert nach Käufer 2001 (Anm. 6), S. 207f.

¹⁵ Ausgabe des SPIEGEL vom 9.3.1963 mit der Überschrift »Striche unterm Strich«. Online verfügbar.

drucke wurde um zahlreiche, für Wiebe zentrale Stellen gekürzt, was der Autor verstimmt zur Kenntnis nahm. Am 28.2.1963 schrieb er Hugo Ernst Käufer:

»Interessieren wird Dich, dass der Vorabdruck in der Deutschen Zeitung zu einem empörten Leser-Echo geführt hat. Gestern rief mich der verzweifelte Feuilleton-Chef an, er wird täglich angerufen und hat zahlreiche Briefe alter Nazis. Keinen einzigen positiven! ... Die Ratten haben das Schiff noch nicht verlassen.«¹⁶

Kurz vor seinem Tod bot Wiebe *Vor unserer Tür* verschiedenen Fernsehsendern als Drehbuchstoff an. Zuvor war die amerikanische Produktion *Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss* (1978) mit großem Erfolg im deutschen Fernsehen gelaufen. Doch die Sender winkten ab, obwohl sie den Roman als Drehbuchstoff für geeignet hielten: Der Fernsehmarkt sei mit Anti-Nazi-Filmen erst einmal gesättigt, hieß es.¹⁷ Kunz' unerbittliches Urteil über die deutsche Mentalität hatte er bereits in einem Brief an Käufer vom 4. Januar 1960 zum Ausdruck gebracht:

Das neue Jahr fängt schlimm an. Wir sind deprimiert und böse zugleich. Überrascht nicht, denn mir war immer klar, daß in unserem unbelehrbaren Land der Antisemitismus nach wie vor latent vorhanden ist ... Und alle regierungsamtlichen Beschwörungen, alle Deutschen verabscheuten diese Taten, können mich nicht täuschen ... Machtlos stehen wir da. Möge dereinst die Atombombe dieses Verbrechervolk wegradieren für alle Zeiten! Ich mag nicht mehr auf die Straße gehen und die satten blöden Gesichter unserer Mitmenschen sehen ... Sie und ich und etliche Freunde haben mit ihren Arbeiten warnen wollen, aber alles war vergebens ...¹⁸

¹⁶ Käufer 2001 (Anm. 6), S. 206.

¹⁷ Brief vom SWF an Philipp Wiebe vom 27.4.1981. Wiebe lebte damals mit seiner Frau zurückgezogen in einem kleinen Haus in Gelsenkirchen Hausfeld. Hugo Ernst Käufer zufolge war sein Domizil ein freundschaftlicher Treffpunkt nicht nur für Böll, sondern auch für Siegfried Lenz, Heinz Albers und Helmut Qualtinger.

¹⁸ Käufer 2001 (Anm. 6), S. 204.

Am 31.12.1955 schickte Wiebe Käufer ein Gedicht, das er ihm zum Neuen Jahr widmete. In ihm stehen die Verse:

Wir sind das alte Opferlamm
Wir sollen wieder Stahlhelm tragen
'ne Knarre schleppen, zackig-stramm
und schießen wie in jenen Tagen.¹⁹

In *Vor unserer Tür* konfrontiert Wiebe das Lesepublikum mit Bildern des Grauens, Entsetzens und Schreckens. Der Roman rechnet schonungslos mit der Barbarei und unmenschlichen Brutalität der Naziherrschaft, dem Holocaust, deutscher Gesinnung und Patriotengeist ab. Erzählt ist der Roman aus der Perspektive des reichen Fabrikantensohns Edgar Kassner, der sich in Ruth, die Tochter eines angesehenen jüdischen Rechtsanwalts, verliebt. Edgar lässt sich nicht von den Parolen des Nazipöbels und den rassistischen Infiltrationen seiner Gymnasiallehrer anstecken. Mit Aufstieg der NS-Bewegung ist Ruths Familie der Verfolgung ausgesetzt. Ihr Vater und ihre Mutter begehen Selbstmord. Ruth wird von Edgars Vater, der aus Pragmatismus in die NSDAP eingetreten ist, in einer familieneigenen Jagdhütte versteckt. Durch einen Abschiedsbrief seiner schwerkranken Mutter erfährt Edgar, dass er selbst Halbjude und Sohn eines Wiener Porträtmalers ist. In der Jagdhütte trifft er sich mit Ruth, man schwört sich ewige Liebe und Treue. Dann muss Edgar in den Krieg ziehen und erlebt in Stalingrad den Niedergang aller menschlichen Werte. Er wird selbst zum Mörder eines russischen Soldaten. Um in ein Lazarett verlegt zu werden, fügt er sich eine Verletzung zu. Währenddessen wird die Bedrohung für Ruth immer größer. Edgars Vater versteckt sie bei der Familie eines Geschäftsfreundes in der Schweiz. Dieser entpuppt sich jedoch als fanatischer Judenhasser. Er vergewaltigt Ruth, die daraufhin Selbst-

¹⁹ Ebd., S. 202.

mord begeht. Nach Kriegsende kehrt Edgar in seine Heimatstadt zurück. Als Erbe des Familienimperiums, das nach 1945 rasch wieder aufblüht, ist er von materiellen Sorgen befreit. Er überlässt die Leitung der Firma einem Geschäftsführer und führt ein zielloses, traumatisiertes Leben. Langsam baut sich eine Beziehung zu Pia, seiner späteren Frau, auf. Als der frühere Geschäftsfreund seines Vaters, Ruths Mörder, Edgar für eine Fortsetzung der geschäftlichen Zusammenarbeit gewinnen will, schlägt Edgar ihn im Affekt nieder, worauf der Fabrikant einen Herzanfall erleidet und stirbt. Kassner muss ins Gefängnis, eine Gestapozelle. Der Roman endet mit den Sätzen:

Ich ging auf und ab in der Zelle, folgte den Millionen von Tritten, die den Betonboden gekerbt hatten, und ich glaubte die Angst wahrzunehmen, den Haß, die Verzweiflung, die Sehnsucht und die Trauer und die Hoffnung; unverlierbar hafteten diese Empfindungen an den Wänden, an dem Hocker, dem rohen Tisch, der Schlafpritsche, in den rauhen Wolldecken; gefangene Empfindungen.²⁰

Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg führt Edgar mit einem ranghohen britischen Besatzer, Jeffrey, einem englischen Juristen, ein längeres Gespräch. Einige ausgewählte Passagen fanden Eingang in dieses Lesebuch (S. 114-116).

Dass Wiebes Name nicht vollständig der Vergessenheit anheimfiel, ist der regionalen Literaturrezeption und hier besonders seiner Freundschaft mit dem Herausgeber und Autor Hugo Ernst Käufer zu verdanken. Käufer war 1986 Mitherausgeber des Gelsenkirchener Nachkriegslesebuchs *Für uns begann harte Arbeit*²¹, in dem erstmals ausführlicher auf Wiebes Vita und sein literarisches Schaffen aufmerksam gemacht wurde. Es darf als sicher gelten, dass

²⁰ *Vor unserer Tür*. Bergisch Gladbach 1979, S. 335.

²¹ Vgl. Anm. 7.

Käufer auch die treibende Kraft hinter der Veröffentlichung eines Bandes über Wiebe in der Reihe *Gelsenkirchener Lebensbilder* (1995) war.²² In ihm erschien neben Originaltexten Wiebes auch Herbert Knorrs relevanter Essay *Gefangene Empfindungen fremd im eigenen Land! Wer war Philipp Wiebe? Lebensskizze des Gelsenkirchener Schriftstellers Ernst Adolf Kunz* mit einem ersten umfassenderen biografischen Abriss. Knorr stützte sich bei seinen Ausführungen maßgeblich auf mehrere Gespräche, die er mit Wiebes Witwe, Gunhilde Kunz, geführt hatte. Über den Nachdruck in dem Sammelband *Sprache und Literatur an der Ruhr*²³ erlangte Knorrs Beitrag im selben Jahr eine überregionale Kontextualisierung. Der Band enthielt ferner Käufers Beitrag »*Sie sitzen auf blutüberströmten Leichenbergen und trinken Bier.*« *Begegnungen mit dem Gelsenkirchener Schriftsteller Philipp Wiebe (1923-1981)*. Dieser wurde zweimal nachgedruckt, zunächst 1995 in dem Periodikum *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung*²⁴ und 2001 in einer Sammlung von Käufers literaturwissenschaftlichen Essays²⁵. Käufers Ausführungen basieren auf seiner langjährigen persönlichen Freundschaft mit Wiebe. Sie sind stark persönlich gefärbt, was ihren Quellenwert aber nicht schmälert. Besonders hervorzuheben ist ein bibliografisches Verzeichnis im Anhang des *Lebensbilder*-Bandes. Eine Durchsicht der erwähnten Marbacher Bestände führte zu Ergänzungen und weiteren maßgeblichen Texten des Autors.

²² Vgl. Anm. 9.

²³ Abdruck, in: Ehrlich 1995 (Anm. 8), S. 197-223.

²⁴ Hugo Ernst Käufer: »*Sie sitzen auf blutüberströmten Leichenbergen und trinken Bier.*« *Begegnungen mit dem Gelsenkirchener Schriftsteller Philipp Wiebe (1923-1981)*, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 3. Paderborn 1995, S. 195-202.

²⁵ Vgl. ebd.

Philipp Wiebe wurde 1923 als Ernst-Adolf Kunz, Sohn des Gelsenkirchener Hals-, Nasen-, Ohrenarztes Dr. Ernst Kunz geboren.²⁶ Die Familie gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Seinen Vater hat Wiebe in *Vater badete jeden Tag* liebevoll, aber auch kritisch porträtiert. Ernst Kunz war ein strammer Monarchist, ein Verehrer des Kaisers, Bismarcks und Hindenburgs. Er legte großen Wert auf die musische Ausbildung seiner drei Kinder. So veranstaltete er im privaten Kreis Rezitationsabende und kleine Theateraufführungen. In der NS-Zeit nahm er mögliche Repressalien in Kauf, weil er seine Patienten, darunter auch Kommunisten, gleichbehandelte, NS-Vasallen verwies er demonstrativ des Hauses. »Der selbstbewusste Preuße und ehemalige Offizier Kunz war zu stolz, sich von uniformiertem ›Plebs‹ – gleich welcher Art – kommandieren zu lassen.«²⁷ 1938 half Ernst Kunz einem jüdischen Arzt bei der Auswanderung. Gleichwohl trat er, obwohl »er sich innerlich von den Nazis völlig distanziert hatte«²⁸, 1942 in die NSDAP ein.

Im Gegensatz zu ihrem zur Selbstdarstellung neigenden, impulsiven, gelegentlich auch cholerischen Mann war Wiebes Mutter Gertruda ausgleichender Natur. Knorr bescheinigt ihr einen »ausgeprägten Wirklichkeitssinn«.²⁹ Ihre Familie stammt aus Westpreußen. 1828 war sie auf die Krim ausgewandert. Ihr Vater erfüllte Gertruda den Wunsch, das Land ihrer Vorfahren kennenzulernen. Er ermöglichte ihr 1914 den Besuch eines Mädchenpensionats in Weimar. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhin-

²⁶ Wiebe legte sich das Pseudonym zu, um bei der »Ruhr-Story« nicht den Eindruck zu erwecken, seiner Frau (in deren Händen die Korrespondenz lag) sei daran gelegen, die Texte ihres Ehemanns zu »vermarkten«. Philipp war Wiebes dritter Vorname, Wiebe der Mädchenname seiner Mutter.

²⁷ Knorr 1995 (Anm. 8), S. 202.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd., S. 201.

derte ihre Rückkehr nach Russland. Getruda musste sich auf eigene Faust durchschlagen und wurde Gesellschafterin einer Weingutsbesitzerin an der Mosel. Dort lernte die übereinstimmend als schön und intelligent beschriebene Frau ihren späteren Mann Ernst Kunz kennen. »Die Heirat des Jungesellen im Jahre 1922 war ein gesellschaftliches Ereignis in Schalke«, heißt es.³⁰ Ihre Abscheu gegenüber den pöbelhaften Nationalsozialisten trug Gertrude Kunz in der Öffentlichkeit so offen zur Schau, dass man sie zur Zurückhaltung mahnte. »Frau Doktor, seien Sie still, sonst kommen Sie ins KZ«, hieß es bei den Marktfrauen.³¹

Wiebe war kein schlechter Schüler, aber auch kein Überflieger, wie es sein Vater erhofft hatte. 1936 musste er auf die Oberrealschule wechseln, eine Herabstufung, die sein Vater zu verantworten hatte. »Der in Schalke bekannte, beliebte und zugleich berühmte Arzt kannte nur die Alternative: entweder ist sein Sohn auf dem humanistischen Gymnasium *Primus*, oder er muß die Schule wechseln.«³² Als er auch auf der Oberrealschule die Erwartungen des Vaters nicht erfüllte, schickte er seinen Sohn auf ein privates Internat, das Landschulheim Burg Nordeck im Hessischen. Dort genoss der junge Philipp eine freie, musisch orientierte Erziehung, den heutigen Waldorf-Schulen vergleichbar. Die Jugendlichen waren weitgehend für sich selbst verantwortlich. Es wurde Hausmusik gemacht, und die Schüler schrieben Theaterstücke, die sie selbst aufführten. Es herrschte eine liberale, weltoffene Atmosphäre, die mit dazu beitrug, dass die Schule 1941 von den Nationalsozialisten aufgelöst wurde. Wiebe musste zurück nach Gelsenkirchen. Auf der Werner-Mölders-Oberschule in

³⁰ Ebd., S. 202.

³¹ Ebd.

³² Ebd., S. 199.

Horst geriet er in die als unerträglich empfundene Tretmühle einer Nazi-Indoktrinierung, wie er sie später in seinem Roman *Vor unserer Tür* beschrieb. 1942, unmittelbar nach dem Abitur, wurde der 19-Jährige eingezogen und am äußersten Rand des Kaukasus in Russland stationiert. Er wurde dreimal eingekesselt und durch einen Oberarm-Durchschuss schwer verwundet. Anfang 1944 gelangte er auf dem Rückzug nach Ungarn. Hier wurde er gegen Kriegsende schwer verwundet. Ein Explosivgeschloß zertrümmert sein Becken. Er kam nach Wien ins Lazarett. Es gelang seinem Vater, der Arzt und Staboffizier im Ersten Weltkrieg gewesen war, eine Verlegung seines Sohnes ins Lazarett nach Delbrück bei Paderborn zu erwirken, wo die Familie zeitweilig evakuiert war. Mehrere Stationen dieses Soldatenschicksals sind in den Roman *Vor unserer Tür* eingeflossen.

1945 kam Wiebe nach Attichy in Frankreich in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Dort lernte er Heinrich Böll kennen. Von Wiebe »muss für Böll eine Faszination ausgegangen sein, die wir heute nur in Ansätzen begreifen können«, resümiert Hoven.³³ Beide empfanden den verlorenen Krieg als großes Glück. In vielen Gesprächen entwickelten sie die Utopie eines selbstbestimmten, zufriedenen Lebens in einem antifaschistischen, demokratischen Deutschland. Ihr Plan, gemeinsam eine Buchhandlung zu eröffnen, wird im Briefwechsel mehrfach aufgegriffen. Für Wiebe endete die Gefangenschaft am 27. August 1945. Am 3. September traf er in Gelsenkirchen ein. Die Heimkehr wurde für ihn wie für Böll zu einem Alptraum. Die schwierigen Anfangsjahre, die materielle Not und Perspektivlosigkeit und vor allem die Enttäuschung über die restaurative Entwicklung Deutschlands sind im Briefwechsel beider unmittelbar eingeflossen.

³³ Hoven 1994 (Anm. 1), S. 395.

Wiebe verdingte sich zwischen 1945 und 1953 erfolglos in unterschiedlichsten Berufen.³⁴ Er versuchte sich zunächst als Schauspieler bei kleinen Privattheatern, so bei der Volksbühne Essen und beim Westdeutschen Künstlerdienst/Neues Theater Gelsenkirchen. 1946 ging er zum Gelsenkirchener Theater des Westens, bevor er 1947 beim Central-Theater in Recklinghausen anheuerte. Es herrschte damals ein Überangebot an Schauspielern, Tänzern, Dramaturgen und Regisseuren. Die Einkünfte reichten, wenn überhaupt, gerade aus, um die notwendigsten Lebenshaltungskosten zu bestreiten, während das Arbeitspensum enorm war. Ab November 1949 verkaufte Wiebe Kugelschreiber, ein damals repräsentatives Geschenk. Er baute seinen Stand vor Kaufhäusern in Mühlheim a. d. Ruhr, in Essen, in Siegen und in Gelsenkirchen-Buer auf. Vom 1. Dezember 1949 bis zum 15. Januar 1950 stand er in der Kölner Innenstadt vor dem Warenhaus Kaufhof und wohnte in dieser Zeit bei Heinrich Bölls Familie. Während dieser Zeit als »Propagandist« entwickelte er die Idee zu der eigenen Werbeagentur »Werbi«, mit der er sich selbstständig machen wollte. Er versprach »individuelle« und »geschmackvolle« Reklame im professionellen Stil unter Beteiligung von Schauspielerinnen als »Mannequins«. Das Unternehmen scheiterte bereits in der Anfangsphase. Daraufhin verkaufte Wiebe Schreibmaschinen und Couchgarnituren, bevor er bei einem Textilgeschäft einstieg, bei dem er jedoch von seinen Geschäftspartnern geprellt wurde. Auch sein Engagement bei der Bausparkasse Wüstenrot in Bottrop war nur von kurzer Dauer. Wiebe musste sich wiederholt von seiner Familie Geld leihen und war bei den Banken wegen des Konkurses des Textilgeschäfts verschuldet. Erst mit »Ruhr-Story« besserte sich seine berufliche und finanzielle Situation.

³⁴ Vgl. ebd., S. 399-403.

Die Geschichte von »Ruhr-Story« zeigt, wie schwierig es war, in den 1950er Jahren im Literaturmarkt Fuß zu fassen. Die Menschen im Nachkriegsdeutschland hatten anderes im Sinn als literarische Richtungsdebatten, wie sie beispielsweise von der Gruppe 47 angestoßen wurden. Es galt zunächst, den eigenen Lebensunterhalt abzusichern. Gleichzeitig bestand großer Bedarf an einer Literatur, die Lebensorientierung bot, sinnstiftend war. Ebenso gab es ein Bedürfnis nach Unterhaltung und Ablenkung. All dies wirkte auf Wiebes eigenes Schreiben ein. Seine Texte, aber auch seine Rolle als Literaturvermittler sollten von der Literaturgeschichte nicht vollständig vergessen werden. Hierzu möchte das vorliegende Lesebuch beitragen. Es macht dabei Texte zugänglich, die seit Jahrzehnten nicht mehr greifbar waren und hiermit erstmals geschlossen zur Veröffentlichung gelangen.

Textnachweise

Nachts in der Mansarde, in: Welt der Arbeit, 7.8.1953 – *Die Hohe Kunst der Boldarreks*, in ebd., 18. und 25.1.1957 – *Sie arbeitete im Akkord*, in: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 17.4.1971 – *Napo*, in: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 15., 22. und 27.10.1954 – die Auszüge aus *Vater badete jeden Tag* folgen der Erstausgabe im Droste-Verlag, Düsseldorf aus dem Jahr 1960, dort S. 28-32, 42-53, 65-73, 93-105, 106-118, 135-146, 209-218 – *Der Schachtisch*, in: Lichter gleiten durch den Schatten. Erzählungen. Textauswahl Gerhard Wolter. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1955, S. 226-229 – *Vielleicht würde es so kommen*, in: Hannoversche Presse, 31.12.1954 – die Auszüge aus *Vor unserer Tür* folgen der Lizenzausgabe im Gustav Lübke Verlag, Bergisch Gladbach 1979, die Auszüge dort S. 131-144 – >Deutsche Gesinnung<, ebd., S. 210f., S. 220, S. 232 – *Stammtisch Harmonia*, ebd., S. 314-319, auch separat erschienen, z. B. in: Welt der Arbeit, 13.7.1956 – *Und keiner empörte sich*, in: Almanach der Hannoverschen Presse für das Jahr 1955, S. 44-49 – *Die gläubige Stadt*, in: Almanach der Gewerkschaftszeitung Textil-Bekleidung, S. 67-70 – *Der günstigste Tag*, in: Werden. Jahrbuch für die deutschen Gewerkschaften. Köln 1965, S. 173-181 – Holger Diezmann: *Kleinholz für Gelsenkirchen*, in: Gelsenkirchener Lebensbilder. Philipp Wiebe zum 70. Geburtstag am 19. September 1993. Gelsenkirchen: Stadtbücherei 1993, S. 52f. – Biographische Daten, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestand Ruhr-Story/Nachlass Philipp Wiebe, Konvolut 19/5.

Die Textwiedergabe folgt den Erstdrucken in den genannten Publikationsorganen. Es wurde ein Abgleich mit den Typoskripten im Nachlassbestand Ruhr-Story/Wiebe des Deutschen Literaturarchivs Marbach vorgenommen. Die Ortho-

grafie wurde behutsam aktualisiert. Sprachliche Eigenheiten wurden jedoch beibehalten.

Dem Deutschen Literaturarchiv sei für die Betreuung und Unterstützung vor Ort ausdrücklich gedankt. Ein besonderer Dank gilt ferner Lisa Kerkhoff für ihre redaktionelle Durchsicht des Manuskripts.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130).